

*Berichte und Themen
aus dem
Stadtarchiv Nürnberg*

Schwerpunktthema:

Marientorgraben 8:

Vom Bäderzentrum zur Norishalle



Stadtarchiv Nürnberg

4,50 €



**Aus dem
Inhalt:**

**Nürnberger
Kaffeegeschichte(n)**

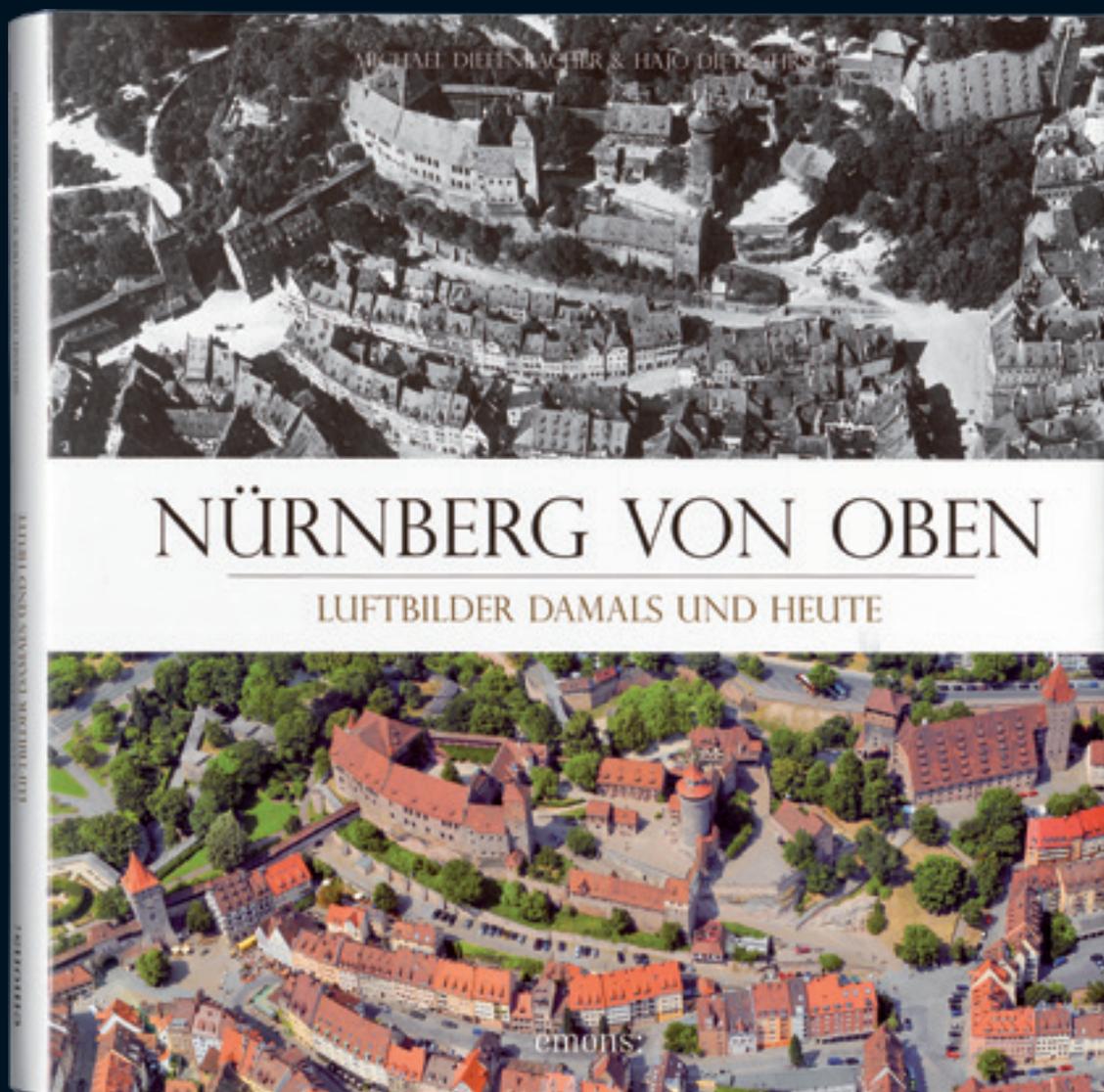
**Peter Henlein:
Hat Nürnberg ein Jubiläum
verschlafen?**

**Schätze aus dem Stadtarchiv:
*Integration um 1700:
Ein Türke in Nürnberg***

Michael Diefenbacher, Hajo Dietz (Hrsg.)

Nürnberg von oben Luftbilder damals und heute

Mit Texten von Ruth Bach-Damaskinos, Martina Bauernfeind, Michael Diefenbacher und Steven M. Zahlaus
Schutzumschlag, gebunden
248 Seiten, über 100 Abbildungen, € 32,95
ISBN 978-3-89705-787-6



Der Blick von oben auf eine Stadt fasziniert die Menschen seit jeher. „Nürnberg von oben stellt historische Luftaufnahmen aus dem Jahr 1927 und aus den ersten Nachkriegsjahrzehnten aktuellen, eigens für das Buch fotografierten Farbbildern der Stadt gegenüber. Neben dem „Schatzkästlein“, der berühmten Altstadt, werden in über 100 bislang unveröffentlichten Fotografien auch die Außenbezirke und Vorstädte der fränkischen Metropole vorgestellt. Im Flug lassen sich so 960 Jahre Stadtgeschichte und -entwicklung nachvollziehen.

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

vor 200 Jahren wurde das so genannte Wildbad auf der Insel Schütt in unmittelbarer Nachbarschaft zum heutigen Standort des Stadtarchivs am Marienortgraben 8 erweitert, vor 50 Jahren, 1961, wurde die Ruine des ehemaligen Wildbads abgerissen. Beides sind nicht zwingend Ereignisse, derer gedacht werden müsste, hätte es da nicht 1875 ein ambitioniertes Bauprojekt für ein modernes Volksbad am Standort der heutigen Norishalle gegeben. Und schon haben wir unsere thematische Klammer. Denn zahlreiche prachtvolle Entwürfe und Pläne dieses Volksbadprojektes werden im Stadtarchiv verwahrt. Diese im Druck und im Rahmen einer kleinen Schau zu präsentieren sowie die frühe Idee eines Volksbades vorzustellen, gab den Impuls zu unserem diesjährigen Schwerpunktthema.

Um die Pegnitzeinflüsse konzentrierten sich zudem im 19./20. Jahrhundert neben dem Wildbad mehrere Flussbäder. Was also lag näher, als sich zum einen einmal mit dem Badewesen zu beschäftigen und zum anderen den Standort Marienortgraben 8 – Dienst-sitz des Stadtarchivs seit 2000 – und die vielfältigen Erscheinungsformen und Nutzungen der Norishalle bis heute genauer unter die Lupe zu nehmen.

Lassen Sie sich inspirieren von der „Magie der Distanz“, die in einem Beitrag über zwei laufende Ausstellungen des Stadtarchivs zur Luftbildfotografie entfaltet wird. Gleich drei Aufsätze stellen die mit der Digitalisierung von Archivalien verbundenen neuen Forschungsmöglichkeiten vor, etwa durch die Online-Recherche, die virtuelle Fortsetzung des „Nürnberger Urkundenbuches“ sowie die Digitalisierung der Einwohnermeldekarteien. Online recherchierbar sind auch die Bestände, die im Beitrag über den Auf- und Ausbau des Sammlungsgutes zur jüdischen Geschichte im Stadtarchiv präsentiert werden. Erstaunliches fördert zudem ein Essay über die in Nürnberg bislang wohl weniger wahrgenommene Kaffeehauskultur zutage. Immerhin scheint Thomas Mann anlässlich seines Besuches in der Noris diese – siehe Aufsatztitel – genossen zu haben. Auf den ersten Blick eher unscheinbar kommt diesmal der „Schatz aus dem Stadtarchiv“ daher, der über die soziale, kulturelle und wirtschaftliche Integration eines Türken um 1700 im Nürnberger Landgebiet Auskunft gibt. Und genau sehen wir auch beim angeblischen 500-jährigen Jubiläum der Erfindung der Taschenuhr durch Peter Henlein hin und erklären, warum es keines ist.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihre
Norica-Redaktion

Inhalt

Berichte



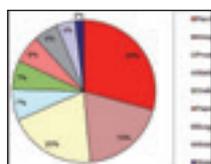
Michael Diefenbacher:
**Daten des Stadtarchivs
Nürnberg sind online
recherchierbar**

4



Ruth Bach-Damaskinos:
Magie der Distanz –
Zwei Ausstellungen des Stadtarchivs Nürnberg
zur Luftbildfotografie

7



Walter Bauernfeind:
**Das virtuelle Urkunden-
buch von 1301 bis 1400**
als Fortsetzung des „Nürnberger Urkundenbuchs“

14



Marius Pfaller:
**Digitalisierung der
Einwohnermeldekarteien**
im Stadtarchiv Nürnberg

20



Gerhard Jochem:
**Sammlungsgut zur
jüdischen Geschichte**
im Stadtarchiv Nürnberg

23



Dominik Radlmaier:
**„Kaffee bei Stroh“ –
Thomas Manns Nürnberg-
Besuch im Jahr 1949**

26



Walter Gebhardt:
**Rösten, Mahlen, Sieden –
Streiten und Genießen: Nürnberger Kaffeegegeschichte(n)**

31



Horst-Dieter Beyerstedt:
**Peter Henlein, oder:
Hat die Stadt Nürnberg
ein Jubiläum verschlafen?**

38

Impressum:

Herausgeber:
Stadtarchiv Nürnberg
Marienortgraben 8
90402 Nürnberg
Telefon: (0911) 231-2770 /-2771
Fax: (0911) 231-4091
E-Mail:
stadtarchiv@stadt.nuernberg.de
Internet:
www.stadtarchiv.nuernberg.de

Redaktion:
Stadtarchiv Nürnberg
Dr. Martina Bauernfeind
Dr. Horst-Dieter Beyerstedt
Dr. Michael Diefenbacher
Dr. Wiltrud Fischer-Pache

Design:
Presse- und Informationsamt,
Stadtgrafik
Lorenzer Straße 30
Herbert Kulzer

Titelbild:
Entwurf für eine Badeanstalt
am Marienortgraben 8, 1877.
(StadtAN A 4/II Nr. 1 GF)

Gesamtherstellung:
Verlagsdruckerei Schmidt
Nürnberger Straße 27-31
91413 Neustadt an der Aisch

ISSN 1861 – 8847



Michael Diefenbacher:
Schätze aus dem Stadtarchiv:
Integration um 1700:
 Bestellungen des Brauereiverwalters
 Christian Gustav Philipp Artelshöfer
 (Stadtarchiv Nürnberg E 49/II Nr. 1321)

42

Inhalt

Thema



Horst-Dieter Beyerstedt:
Fast wie im alten Rom:
 Nürnbergs Badeleben in reichsstädtischer Zeit

45



Martina Bauernfeind:
Marientorgraben 8 I:
 Bäderlandschaft am Fluss – das Nürnberger
 Volksbadprojekt von 1875

54



Ruth Bach-Damaskinos:
Marientorgraben 8 II:
 Kunstpavillon – Glaspalast – Norishalle 1882-1945

72



Steven M. Zahlaus:
Marientorgraben 8 III:
 Zwischenzeit – viele Pläne, viel Grün 1945-1963

83



Nikolaus Bencker:
Marientorgraben 8 IV:
 Die Norishalle

89



Michael Diefenbacher:
Standortwechsel 2000:
 Das Stadtarchiv als Teil der Nürnberger Kulturmeile

97

Neue Publikationen aus dem Stadtarchiv *Umschlag*

Ausstellungen des Stadtarchivs *Umschlag*

Autoren dieser Ausgabe

Ruth Bach-Damaskinos M.A.
 Leiterin des Bild-, Film und
 Tonarchivs

Dr. Martina Bauernfeind
 Sachgebiet Historische Bildungs-
 arbeit und Öffentlichkeitsarbeit

Dr. Walter Bauernfeind
 Abteilungsleiter 2: Amtliches
 Archivgut, Schriftgutverwaltung,
 Aus- und Fortbildung, IT

Dr. Horst-Dieter Beyerstedt
 Abteilungsleiter 3: Nicht-amt-
 liches Archivgut und archivische
 Sammlungen

Dr. Michael Diefenbacher
 Leiter des Stadtarchivs

Walter Gebhardt
 Bibliothekar des Stadtarchivs

Gerhard Jochem
 Abteilung 2, Sachgebiet Amtliches
 Archivgut ab 1806

Marius Pfaller
 Abteilung 2, amtliche Nachweise
 und Bestätigungen

Dr. Dominik Radlmaier
 Sonderprojekt Ermittlung und
 Rückgabe von NS-Raubgut

Bernd Schneider
 Abteilung 3, Karten und Pläne,
 Plakate

Steven M. Zahlaus M.A.
 Stadtchronik und Sachgebiet
 Zeitgeschichtliche Sammlung

Nikolaus Bencker Dipl.-Ing. (FH)
 Architektur und Denkmalpflege

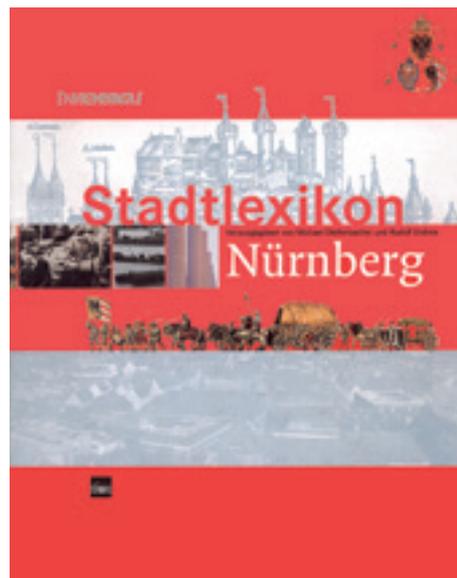
Michael Diefenbacher:

Daten des Stadtarchivs Nürnberg sind online recherchierbar

Am 14. September 2010 war es soweit: Das Stadtarchiv Nürnberg ging online. Dieser – auch in der regionalen und überregionalen Presse gewürdigte – Schritt hat eine Vorgeschichte, denn bereits seit Oktober 2002 war das Stadtarchiv Nürnberg mit Ergebnissen seiner Arbeit online greifbar, nachdem es das zum Stadtjubiläum 2000 erschienene Stadtlexikon Nürnberg auch als Internet-Datenbank zur Verfügung gestellt hatte. D. h. die gesamte Textfassung der zweiten Auflage des Stadtlexikons einschließlich der farbigen Wappenabbildungen der ratsfähigen Familien ist nach wie vor über die Internetseite des Stadtarchivs recherchierbar.

2003 schaltete das Stadtarchiv dann seine Archibibliothek frei. Zusammen mit dem Stadtarchiv Tübingen und dem Wiener Stadt- und Landesarchiv zählt das Stadtarchiv Nürnberg damit zu den Vorreitern auf diesem Gebiet. Der Online-Katalog hat sich in Hinblick auf Recherche- und Nutzungsmöglichkeiten über das universitäre Fachpublikum hinaus längst bewährt. Die Titel von rund 45.000 Medieneinheiten vorwiegend zur Stadt- und Regionalgeschichte, zur Städteforschung und zu den historischen Hilfswissenschaften sind vollständig online recherchierbar.

Am 14.9.2010 schalteten Nürnbergs Kulturreferentin Frau Prof. Dr. Julia Lehner und Stadtarchivdirektor Dr. Michael Diefenbacher die Online-Recherche des Stadtarchivs offiziell für das Internet frei. (StadtAN)



Die Textfassung des zum Stadtjubiläum erschienenen Stadtlexikons ist auch online recherchierbar. (StadtAN)

Mit der Einstellung der Beständeübersicht ins Internet kam Ende 2008 ein weiterer Benutzerservice des Stadtarchivs hinzu. Diese Übersicht über sämtliche Archivbestände bietet seitdem inhaltliche und formale Informationen wie etwa Bestandsbeschreibungen oder Umfang und Laufzeit der verwahrten Akteneinheiten. Es handelt sich um folgende Bestandsgruppen: Bestandsgruppe A: Selekte und Sammlungen, Bestandsgruppe B: Amtliche Provenienzen der reichsstädtischen Zeit, Bestandsgruppe C: Amtliche Provenienzen der bayerischen Zeit, Bestandsgruppe D: Stiftungen und Stiftungsverwaltungen, Bestandsgruppe E: Dokumentationsgut privater Provenienz, Bestandsgruppe F: Sekundärquellen, Ersatz- und Ergänzungsüberlieferung.

Mit der Freischaltung auch der Beständedatenbank am 14. September 2010 wurde die Online-Recherche nun neu gestaltet und entscheidend erweitert. Neben der Beständeübersicht sind jetzt auch die Verzeichnisse einzelner Archivalieneinheiten einsehbar.



Online gestellt wurden ca. 400.000 Verzeichnungen von Archivalieneinheiten. Dies ist bei einem geschätzten Umfang von ca. 3,7 Millionen Archivalieneinheiten ein Anteil von ca. 1/9 des Gesamtfundus des Stadtarchivs Nürnberg.

Altbestände des Stadtarchivs und die modernen Bestände, soweit sie in der archivinternen Verzeichnungsdatenbank erfasst sind und rechtlich öffentlich zugänglich gemacht werden können.

Startseite der Online-Datenbank: Archivbibliothek und Startlexikon.

Was wurde nun ins Internet gestellt und was nicht? Online geschaltet wurden vor allem die

Das heißt im Umkehrschluss: Wer seriös recherchieren will, kann sich nicht ausschließlich

Startseite zur Online-Recherche in den Beständen.



auf diese online zugänglichen Verzeichnungen stützen. Im Stadtarchiv gibt es darüber hinaus Informationen und Zugangsmöglichkeiten zu weiteren Beständen, denn: Online zugänglich gemacht werden konnten nur Verzeichnungen, die bereits in der dienstinternen Datenbank eingestellt waren. Konventionelle Verzeichnungen als Word-Datei, Schreibmaschinenausdruck, auf Karteikarten oder gar in handschriftlichen Findmitteln müssen nach wie vor vor Ort im Stadtarchiv eingesehen werden.

Im Internet nicht recherchierbar sind weiterhin Archivalieneinheiten, die nach dem Bayerischen Archivgesetz Sperrfristen unterliegen. Wenn die reine Verzeichnung von den gesetzlichen Sperrfristen nicht tangiert wird, wurde die Verzeichnung der Einheiten freigegeben und die Sperrfrist im Internetauftritt vermerkt. Generell fürs Internet gesperrt sind Verzeichnungen von Archivalien privater Provenienz, sofern die archivgesetzlichen Sperrfristen vertraglich außer Kraft gesetzt wurden. Wurde mit einer Familie/einer Privatperson/einem Verein bei der Hinterlegung ihres/seines Archivs vereinbart, beispielsweise eine Einsichtnahme von Dokumenten, die jünger als 100 Jahre sind, von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen oder ganz zu verwehren, so können auch die Verzeichnungen dieser Archivalien nicht im Internet recherchiert werden.

*Dr. Walter Bauernfeind
erläutert die vielfältigen
Möglichkeiten der Online-
Recherche. (StadtAN)*



Nicht recherchierbar ist bislang zudem die Masse der Fotobestände des Stadtarchivs. Dies liegt daran, dass der Grad der Verzeichnung (derzeit über 100.000 Datensätze) und die Digitalisierung der Fotos gewaltig hinter den geschätzten ca. 1,25 Millionen Einheiten zurücksteht und zudem Verzeichnungen von Fotos ohne Scans im Internet wenig Sinn machen.

Des Weiteren nicht recherchierbar sind Spezialinventare des Stadtarchivs: Mit großem finanziellen Aufwand des Stadtarchivs werden seit etwa zehn Jahren spezielle Datenbanken erstellt für die inhaltliche Erschließung besonderer Quellen: so etwa der im Stadtarchiv Nürnberg liegenden reichsstädtischen Gerichtsbücher ab 1484 (derzeit ca. 66.000 Datensätze), ähnliches trifft zu auf die Standesregister ab 1806 (derzeit fast 900.000 Datensätze). Es liegt auf der Hand, warum solche Spezialinventare nicht online recherchierbar sind, sie bilden ein Kapital, das das Archiv ungern frei gibt.

Trotz all dieser Punkte: Das Stadtarchiv Nürnberg hat es mit der Online-Schaltung von ca. 400.000 Verzeichnungseinheiten abermals geschafft, eine Vorreiterrolle unter den kommunalen Forschungsdienstleistern zu übernehmen. Es soll nur im Angesicht aller Euphorie dringend davor gewarnt werden, das, was das Stadtarchiv Nürnberg ab sofort online anbietet, als das zu nehmen, was hier tatsächlich vorhanden ist. Seriöse Forscher wird man fortan daran erkennen können, dass sie das Stadtarchiv Nürnberg dennoch kontaktiert haben.

Der Zugang zur Online-Recherche erfolgt über die Internetseite des Stadtarchivs, aber auch über allgemeine Suchmaschinen im Internet. Dieser neue Service des Stadtarchivs ermöglicht nun, bequem von zu Hause aus in den digital verfügbaren Findmitteln des Stadtarchivs zu recherchieren. Individuelle Suchergebnisse können nun schon im Vorfeld des Archivbesuchs zusammengestellt, in Auswahl ausgedruckt und bis zu zehn Treffern zur Vorlage im Lesesaal des Stadtarchivs vorbestellt werden. Auf diese Weise wird die eigentliche Forschungsarbeit im Archiv zeitsparend und bequem vorbereitet.

ruth Bach-Damaskinos:

Magie der Distanz – Zwei Ausstellungen des Stadtarchivs Nürnberg zur Luftbild- fotografie

Von weit oben eine Stadt oder Landschaft zu betrachten hat seit jeher einen großen Reiz auf die Menschen ausgeübt, ermöglicht doch allein diese Perspektive eine Gesamtschau von all dem, was wir ebenerdig nur im Ausschnitt wahrnehmen können. Seit Jacopo de' Barbaris (um 1440 – um 1516) zentralperspektivischer Darstellung von Venedig aus dem Jahr 1500 hat die topografische Vogelschauansicht einen reichen Niederschlag in Kunst und Grafik gefunden. Mit diesem Visualisierungsprinzip war es möglich, ein differenziertes und scheinbar genaues Bild von der Binnengestalt einer Stadt zu liefern. Die zumeist großformatigen, auf Repräsentation angelegten Stiche zeugen zudem vom Selbstbewusstsein der jeweiligen Stadtgesellschaften oder Territorialherrschaften, deren Gebiet oder Landschaft sie abbilden.

Die Stadtansichten früherer Jahrhunderte mögen noch so detailliert sein und genau wirken, stets wurden gestalterische Mittel eingesetzt und Veränderungen, nicht selten Idealisierungen, an der tatsächlichen Stadterscheinung vorgenommen. Mit der Erfindung der Fotografie im 19. Jahrhundert stand dann ein Medium zur Verfügung, mit dem die topografischen Verhältnisse wirklichkeitsgetreu wiedergegeben werden konnten. Bereits zwei Jahrzehnte nach der Patentierung der Fotografie im Jahr 1839 bestiegen experimentierfreudige Lichtbildner zunächst Fesselballons, später frei fliegende Heißluftballons, und begannen die Erde von oben abzulichten. Der erste war der unter dem Namen Nadar bekannte französische Fotopionier Gaspard-Felix Tournachon (1820–1910), der 1858 den Ort Petit-Bicêtre bei Paris aus der Luft aufgenommen hatte und sich im selben Jahr die Luftbildfotografie patentieren ließ. Andere Fotografen folgten seinem Beispiel und eroberten mit dem Fotoapparat in der Hand die Lüfte. In immer größere Höhen stiegen sie dabei auf und legten immer weitere Entfernungen

zurück: 1860 gelang es dem Amerikaner James Wallace Black (1825–1896), die Ostküstenstadt Boston aufzunehmen. Im Jahr 1863 fotografierte Henry Negretti (1818–1879) London aus einer Höhe von 100 Metern. 1868 schoss wiederum Nadar die ersten Fotografien des Pariser Triumphbogens und der ihn umgebenden Straßenzüge aus einer Höhe von 520 Metern. Eine Fülle weiterer Versuche folgte in den 1880er und 1890er Jahren, wobei der Freiballon den Fesselballon ablöste.

Gleichzeitig experimentierte man mit der unbemannten Kamera. Der Franzose Artur Batut (1846–1918) schickte in den 1880er Jahren mit Kameras bestückte Drachen in die Luft, eine Methode, aus der sich die – heute kurz als KAP bezeichnete – Kite Aerial Photography entwickelte. Die Deutschen Julius Neubronner (1851–1932) und Alfred Maul (1864–1941) setzten auf die Kombination von Fotoapparat und Taube beziehungsweise Rakete. Zur Feindbeobachtung und fotografischen Aufklärung zunächst im Krieg eingesetzt, blieben diese Methoden dennoch Randerscheinungen im Luftbildwesen.

Als einen Höhepunkt in der Ballonfotografie, die sich ab 1860 rasch über Europa und die USA ausbreitete, darf man die Lichtbilder von Eduard Spelterini (1852–1931) bezeichnen, der um die Jahrhundertwende die französischen und die Schweizer Alpen aufnahm. Dabei kann man sich solche Unterfangen gar nicht schwer genug vorstellen. Anfänglich arbeitete man noch mit dem nassen Kollodiumverfahren und führte, neben den schweren, unhandlichen Apparaten und den zerbrechlichen Glasplatten, auch alle notwendigen Chemikalien im Fluggerät mit sich. Der Ballon musste mit einem schwarzen Tuch abgedunkelt werden, denn die mit Silbernitrat und Kollodium beschichteten Glasplattenegative waren sofort nach einer Aufnahme zu entwickeln. Etwas vereinfacht wurde die komplizierte Vorge-



Die Fotopostkarte aus der Sammlung Quast datiert in das Jahr 1912. Damit ist dieser Blick auf das Volksfest die vermutlich älteste Luftaufnahme von Nürnberg. Teil des Massenspektakels auf dem Ludwigsfeld waren Ballonfahrten. Während einer solchen wurde auch die vorliegende Aufnahme gemacht, die dann als Postkarte Verbreitung fand. (StadtAN A 34 Nr. 4340)

hensweise erst ab 1871 mit der Erfindung des neuen, so genannten Trocken-Verfahrens, bei dem die Glasplattenegative nach Beendigung der Ballonfahrt entwickelt werden konnten.

Die Fortschritte im Luftverkehr ließen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues Zeitalter anbrechen: Mit dem Luftschiff und dem Flugzeug standen nun neue und wesentlich zuverlässigere Plattformen für die Luftbildfotografie zur Verfügung. Gleichzeitig entwickelte sich auch die Kameratechnik weiter: Ab etwa

1900 gab es leichter zu bedienende Fotoapparate und neue, lichtstarke Objektive. Während des Ersten Weltkriegs konnten Luftbilder in größerem Umfang in der Luftaufklärung eingesetzt werden. Zwar waren sich die Pioniere der Luftbildfotografie gerade der nachrichtendienstlichen Möglichkeiten bewusst, und erste Aufnahmen zur Feindbeobachtung wurden vermutlich schon in der Schlacht von Solferino 1862 und während des amerikanischen Sezessionskrieges (1861–1866) gemacht, doch waren die fotografischen Ergebnisse zahlreichen technischen Widrigkeiten ausgesetzt und von Zufälligkeiten abhängig. Das Flugzeug und die 1915 von Oswald Messter (1866–1943) erfundene Reihenmesskammer ermöglichten nun systematische Serienaufnahmen aus der Luft und lösten den mit Zeichnern und Fotografen besetzten Ballon des 19. Jahrhunderts ab.

Neben dem Militär wurde die Luftbildfotografie ab 1920 auch für die Wissenschaft interessant. Archäologie und Geologie zogen sie als Grundlage für die Erstellung von Karten heran. Ein besonderes Verdienst kommt dabei dem englischen Geographen Osbert Guy Stanhope Crawford (1886–1957) zu, dessen Methodik der Luftbildarchäologie zu zahlreichen Neuentdeckungen von Fundstätten führte. Eine große Bedeutung hat in diesem Zusammenhang auch das 1. Königlich Bayerische Fliegerbataillon, dessen nahezu

Während des Ersten Weltkriegs wurde die Luftbildfotografie erstmals systematisch zur Luftaufklärung eingesetzt. Bayern hatte eine eigene Fliegerstaffel, die in Oberschleißheim ausgebildet wurde. Der Nürnberger Friedrich von Kraußner (1888–1934) war als Pilot der Bayerischen Feldfliegerabteilung 7 bei Verdun eingesetzt. Etliche seiner Luftbilder klebte er in Alben, die mit seinem Nachlass an das Stadtarchiv Nürnberg kamen. Sie sind zusammen mit den Fliegerbüchern und seinen Tagebuchaufzeichnungen ein wertvolles Dokument für den Einsatz der Luftbildfotografie im Krieg. Foto 1914/1918. (StadtAN E 10/74 Nr. 12)



3.000 Negativplatten mit Luftaufnahmen aus dem heutigen Syrien, dem Libanon und Israel – heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München aufbewahrt – einen unersetzlichen Schatz für die vor- und frühgeschichtliche Erforschung des Vorderen Orients darstellt. In dieser Sammlung befinden sich auch Glasplattennegative bayerischer Garnisonsstädte aus der Zeit ab 1890, darunter 77 Schrägaufnahmen aus Nürnberg. Sie stammen aus der Zeit um 1921 und zeigen die bislang frühesten fotografischen Ansichten der Stadt aus der Vogelperspektive.

In dieser Zeit entwickelte sich die Luftbildfotografie mehr und mehr zu einem wichtigen Instrument der Stadtplanung. Aus dem Jahr 1927 stammt die erste systematische Gesamterfassung Nürnbergs in Luftbildern. Die insgesamt 450 gestochen scharfen originalen Schwarz-Weiß-Abzüge der Größe 11,5 x 16,5 cm dieser Reihenbefliegung haben sich erhalten und bilden den Bestand StadtAN A 97 – Luftbilder Photogrammetrie GmbH, München. Die Vollständigkeit der Aufnahmeserie verbunden mit der hohen Qualität machen diese Fotografien zu einem einzigartigen Bestand, überliefern sie uns doch heute das Aussehen der Stadt vor ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg – einer Großstadt zwischen Tradition und Moderne. Noch sind zahlreiche Zeugnisse der reichsstädtischen Vergangenheit vorhanden, daneben zeichnen sich aber schon deutlich die Veränderungen durch die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts rasant fortschreitende Industrialisierung ab. Diese schwarz-weißen Bilder laden geradezu zum Vergleich ein und bildeten deshalb die Grundlage für den im letzten Jahr vom Stadtarchiv Nürnberg gemeinsam mit Hajo Dietz von NürnbergLuftbild konzipierten Bildband „Nürnberg von oben – Luftbilder damals und heute“, der den historischen eigens für die Publikation angefertigte aktuelle Aufnahmen gegenüberstellt.

Die bis in die 1980er Jahre häufig von der Stadtverwaltung beauftragte Firma Photogrammetrie GmbH hatte ihren Sitz in München. Bis 1927 fungierte sie unter dem Namen Konsortium Luftbild GmbH – Stereographik GmbH. Sie gehörte neben der heute noch existierenden Hansa Luftbild GmbH zu den großen Unternehmen auf diesem Gebiet und unterhielt Zweigstellen in Dresden



und Wien. Neben der Luftbildfotografie für Stadtplanung, Forstwirtschaft und Wissenschaft war die Firma auch an der Entwicklung von Geräten für das Luftbildwesen beteiligt. Über eine hauseigene Zeitschrift publizierte man Erfindungen und Weiterentwicklungen in diesem Bereich. Erst vor einigen Jahren hat sie ihr operatives Geschäft eingestellt.

Im Ersten Weltkrieg zeigte sich die zunehmende Bedeutung des Luftbildes. Allein die Briten schossen im letzten Kriegsjahr 6.500.000 Fotos aus ihren Flugzeugen, und die Amerikaner machten innerhalb von fünf Monaten 1.300.000 Bilder. Im Zweiten Weltkrieg war die Luftbildfotografie dann zu einem unverzichtbaren Instrumentarium geworden. Die Zerstörung Nürnbergs durch die Bombenangriffe wird am deutlichsten auf den amerikanischen Luftbildern wiedergegeben. Zum einen sind dies die Aufnahmen, die das US Signal-Corps in den letzten Kriegstagen gemacht hat (Bestand StadtAN A 41), zum anderen ein Positivfilm von 15,57 Metern Länge mit Stereoaufnahmen, die im Jahr 1947 vom gesamten Stadtgebiet während einer Reihenbefliegung geschossen wurden (ebenfalls im Bestand StadtAN A 41). Ergänzt werden die alliierten Luftbilder durch eine Reihe von digitalen Abzügen aus den National Archives in Washington und ein Konvolut von aus großer Höhe fotografierten Senkrechtaufnahmen.

Nichts vermag die totale Zerstörung der deutschen Städte während des Zweiten Weltkrieges eindringlicher zu vermitteln als Luftaufnahmen. Gezeigt wird hier der Rangierbahnhof im Süden Nürnbergs, der als wichtiger Güterumschlagplatz ein häufiges Ziel amerikanischer Luftangriffe war. Foto 1945. (StadtAN A 41 Repro 196-58)



Am Laufer Schlagturm und Schwabenberg. Straßenverläufe und kleinteilige Bebauung wurden in der Altstadt nach 1945 beibehalten, wie dieser Vergleich zwischen dem historischen Bild von 1927 und der Farbaufnahme von Hajo Dietz vom 1.9.2009 zeigt. Doch wirkt die moderne Bebauung bedeutend monotoner. Ein wesentlicher Eingriff in die historische Struktur bedeutete die Verlegung der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg von der Findelgasse an den Schwabenberg. Die Universitätsgebäude verdrängten die Tucherbrauerei, die hier ansässig war. (StadtAN A 97 Org.-Nr. 5874 und A 74/II Nr. 4)





St. Jobst mit dem Ostbahnhof. Während das Gelände um den 1877 bis 1885 betriebenen Ostbahnhof in den 1920er Jahren noch wenig bebaut ist, hat sich der Stadtteil heute zum beliebten Wohnviertel entwickelt. Vom mittelalterlichen Siechkobel sind die Straßenkapelle und der Friedhof geblieben, die zur evangelischen Gemeinde St. Jobst und Erlenstegen gehören. Verschwunden sind die Industrieanlagen wie das Tafelwerk und die Specksteinfabrik J. von Schwarz. Fotos 1927, 2009. (StadtAN A 97 Org.-Nr. 5864 und A 74/II Nr. 42)



Nach dem Krieg wurde die Luftbildfotografie perfektioniert. Sie bedient heute die verschiedensten Bereiche von der Stadtplanung über die Landwirtschaft und Ökologie bis zur Archäologie. Immer stärker rückte in den letzten Jahren die ästhetische Dimension in den Blickpunkt. Georg Gerster (geb. 1928), Yann Arthus-Bertrand (geb. 1946) und Alex MacLean (geb. 1947) entwickelten sie zur Kunstform und trugen wesentlich zu ihrer Popularisierung bei. Wer kennt nicht die großartigen Naturaufnahmen Gersters, auf denen sich die von oben betrachtete Landschaft zu ornamentaler Pracht entfaltet oder zu einem großartigen Farbspiel, der abstrakten Malerei ähnlich, mutiert?

In Nürnberg ist die Luftbildfotografie heute vor allem durch zwei Firmen vertreten: Bischof & Broel und NürnbergLuftbild. Von beiden existieren im Stadtarchiv Fotosammlungen. Der Bestand StadtAN A 74 umfasst analoge (A 74/I) und digitale (A 74/II) Aufnahmen des Fotografen Hajo Dietz von NürnbergLuftbild. Das analoge Bildmaterial besteht aus über 1.000 Negativen sowie 854 Farbabzügen aus den 1990er Jahren. Die im Bestand StadtAN A 74/II erfassten Bilder, die in Zusammenhang mit der 2011 erschienenen Publikation entstanden sind, können von interessierten Benutzern bereits online recherchiert werden.

Der Bestand StadtAN A 92 – Luftbilder Eugen Christmeier und Manfred Gillert ergänzt diesen Bereich. Gillert, Inhaber des Fotostudios Bischof & Broel, hat dem Stadtarchiv Nürnberg 52 großformatige Abzüge von Luftbildern aus den Jahren 1951–1963 und 1993–2004 hinterlassen. Mit dem Namen der renommierten und traditionsreichen Firma – sie wurde 1910 in der Sulzbacher Str. 21 gegründet und befindet sich bis zum heutigen Tage dort – ist die Nürnberger Luftbildfotografie der Nachkriegszeit verbunden. Ab 1952 leitete Eugen Christmeier (1923–2001), Enkel des Ateliergründers Theo Broel, das Geschäft. Anfang der 1950er Jahre machte er seine ersten Bilder aus dem Flugzeug. Nach der Aufhebung des Flugverbots erhielt er 1956 die staatliche Lizenz für Luftaufnahmen im gesamten Bundesgebiet und konnte diesen Zweig in den folgenden Jahren erfolgreich ausbauen. Die schwarz-weißen Fotos des Luftbildpioniers sind eindrucksvolle Dokumente des Stadtwandels in der Wirtschaftswunderzeit.

Das Stadtarchiv Nürnberg widmet sich 2011 in gleich zwei Ausstellungen dem Thema Luftbildfotografie. In der beliebten, seit nunmehr 10 Jahren stattfindenden Sommerausstellung des Stadtarchivs im Galeriebau des Handwerkerhofs werden unter dem Titel „Nürnbergers Altstadt – Ein Porträt in Luftbildern“ Aufnah-

Im Besitz des Stadtarchivs Nürnberg befindet sich eine Filmbox mit US-Stereoluftaufnahmen aus dem Jahr 1947. Die Rolle enthält einen 15,57 Meter langen unperforierten Positivfilm mit Bildern von 11,2 cm Höhe und 23,8 cm Breite. Die Bilderfolge kann sowohl mit als auch ohne Stereoeffekt gezeigt werden. Die in einem technisch aufwändigen Verfahren aus dem Flugzeug fotografierten Bilder können mittels eines besonderen Projektors als fortlaufende Projektion vorgeführt werden. Die ohne Stereoeffekt abgedruckte Aufnahme zeigt die Trümmerwüste der östlichen Sebalds Altstadt. Lediglich die Frauenkirche und die Sebalduskirche im Hintergrund bieten dem Betrachter einen topografischen Anhaltspunkt. (StadtAN A 41 Repr 188-I-g)



men aus den letzten 90 Jahren präsentiert. Der Entwicklungsweg des Stadtzentrums, von der Keimzelle im Burgviertel über die zwei von der Pegnitz getrennten Stadtbereiche bis hin zur von Mauern und Türmen eingefassten Altstadt, lässt sich aus der Sicht von oben besonders gut nachvollziehen. Gleichzeitig kann man jedes einzelne Bauwerk samt seiner architektonischen Details erkennen, da es sich um Schrägansichten handelt. Wie einst Adalbert Stifter beim Besuch des Wiener Stephansdoms soll sich der Besucher beim Ausstellungsbesuch faszinieren lassen, denn *von dieser Höhe der Vogelperspektive angesehen, hat selbst für den Eingeborenen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches*. Die Ausstellung „Nürnberg von oben – Luftbildfotografie damals und heute“ in der Noris-

halle lädt neben einem einführenden Teil zur Geschichte und Entwicklung des Luftbildwesens die Besucher zu einer kleinen Entdeckungsreise durch ihre Heimatstadt ein. Aufnahmen von 1927 und von 1959 stehen Luftbildern der gleichen Örtlichkeiten aus den Jahren 2009 und 2010 gegenüber. Wie Nürnberg in der Luftbildfotografie dargestellt wurde und welche Bestände dazu im Stadtarchiv Nürnberg zu finden sind, zeigt schließlich der dritte Teil. Begleitend zu beiden Ausstellungen ist die Publikation von Michael Diefenbacher und Hajo Dietz, *Nürnberg von oben, aus dem emons-Verlag in Köln für € 32,95* in der Ausstellung in der Norishalle und im Buchhandel erhältlich.

Die moderne Luftbildfotografie besitzt auch eine ästhetische Dimension wie dieses Winterbild. Erst die Sicht von oben auf die Burg machen Ausdehnung und Monumentalität der von Antonio Fazuni 1538 bis 1545 geschaffenen Bastionen am Vestnertorgraben deutlich. Foto Hajo Dietz 6.1.2009. (Archiv NürnbergLuftbild/Hajo Dietz J 0106049)

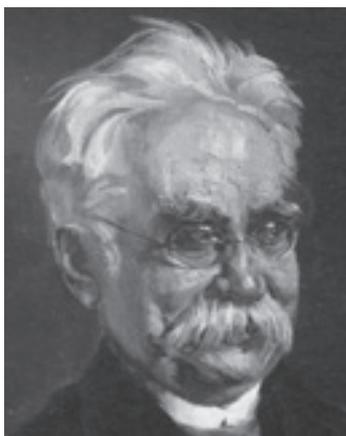


Literaturauswahl zum Thema „Nürnberg in der Luftbildfotografie“:

- Herbert Bäuerlein/Hartmut Beck/Manfred Gillert: Luftbilder von 1920 bis heute, Nürnberg 1991 (Av Bibl. 5451.4°).
- Erich Mulzer/Hartmut Beck/Herbert Bäuerlein, Bild und Erinnerung – Nürnberger Luftaufnahmen 1944, Nürnberg 1995 (Av Bibl. A 531).
- Helmut Beer: Panoramen-, Übersichts- und Luftaufnahmen seit 1865, Nürnberg 2000 (Av Bibl. 6314.8°).
- Hartmut Beck/Herbert Bäuerlein/Manfred Gillert, Bild und Erinnerung – Nürnberger Luftaufnahmen der 50er Jahre, Nürnberg 2002 (Av Bibl. A 2121).
- Michael Diefenbacher und Hajo Dietz, Nürnberg von oben – Luftbilder damals und heute, Köln 2010 (Av Bibl. 8267.4°).

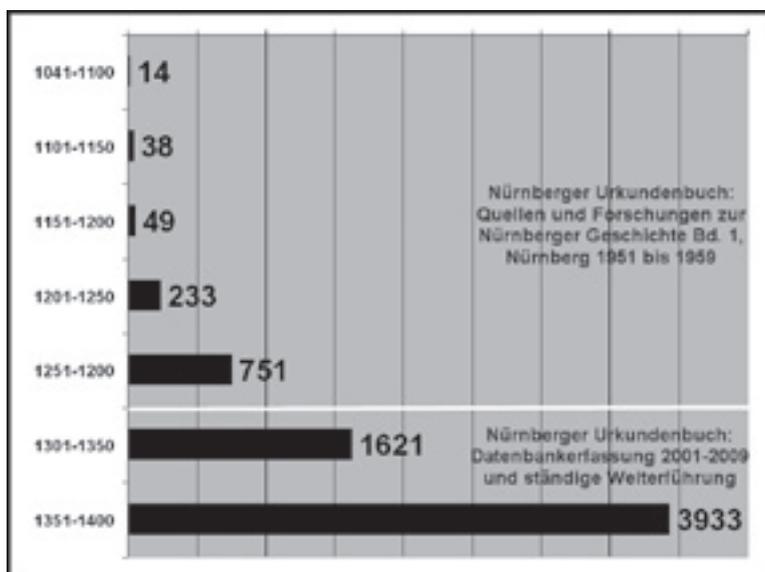
Walter Bauernfeind:

Das virtuelle Nürnberger Urkundenbuch von 1301 bis 1400 als Fortsetzung des „Nürnberger Urkundenbuchs“



Der Nürnberger Stadtarchivar Dr. Ernst Mummenhoff (1848–1931). Allein bis 1901 hatte der 1883 zum Stadtarchivar berufene Mummenhoff über 3.000 Urkunden bearbeitet. (StadtAN A 7/I Nr. 1999)

Anzahl der Urkunden 1041 bis 1400, zusammengefasst nach 50-Jahresperioden (die erste Periode beinhaltet 60 Jahre).



Zwischen 1951 und 1959 erschien in fünf Lieferungen das „Nürnberger Urkundenbuch“ als Band 1 der Reihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Nürnberg“. Der Band enthält insgesamt 1.096 Urkunden im Zeitraum von 907 bis 1300, die mit Kurzregesten samt Teil- oder Kompletteeditionen und wissenschaftlichen Erläuterungen ediert wurden. Auswahlkriterium für die Aufnahme in das Urkundenbuch war die Nennung von Nürnberg oder von heutigen Nürnberger Stadtteilen oder von Nürnberger Bürgern im Urkundentext. Es handelt sich somit um ein klassisches Urkundenbuch, wie es für mehrere Städte seit dem 19. Jahrhundert erstellt wurde. Letztendlich wollte man alle einschlägigen, ältesten Geschichtsquellen der Stadt in einem Buch nach wissenschaftlichen Kriterien zusammenfassen bzw. zumindest darauf hinweisen. Vorformen dazu gab es in Nürnberg schon früh, da spätestens seit dem 16. Jahrhundert ein starkes Interesse an der Stadtgeschichte festzustellen ist. Seinen ersten Höhepunkt erreichte das Geschichtsinteresse mit der Erstellung der „Annalen der Reichsstadt

Nürnberg“, die 1623 vollendet waren. Als Grundlage seines Geschichtswerkes hatte der Ratsschreiber Johannes Müllner eine umfangreiche Sammlung von Urkundenabschriften angelegt, die sich heute im Germanischen Nationalmuseum befindet. Der Ratskonsulent Karl Lazarus von Wölckern gab dann 1738 mit seinen „Historia Norimbergensis diplomatica“ das erste gedruckte Urkundenwerk heraus. Die Initiative zur Erstellung eines *wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden* Nürnberger Urkundenbuchs ist dann in engem Zusammenhang mit der Gründung des „Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg“ im Winter 1877/78 zu sehen. Der förmliche Antrag an den Magistrat, ein Urkundenbuch herauszugeben, erfolgte 1886. Wichtigste Vorgabe war natürlich, bis zu welchem Jahr die relevanten Urkunden zu bearbeiten waren. Als erstes Stichjahr wurde 1504 anvisiert, also der Zeitraum bis zur Verdopplung des Nürnberger Landgebiets im Landshuter Erbfolgekrieg, was aber schon bald wieder aufgrund der schiereren Masse der Überlieferung als illusorisch verworfen wurde. Nach etlichen Gutachten und Beratungen wählte man schließlich das Jahr 1427 – Erwerb der Burggrafenburg mit Amt der Veste, Wöhrd und Sebalder Reichswald – und beauftragte den Nürnberger Stadtarchivar Ernst Mummenhoff mit der Ausarbeitung. Weder Mummenhoff, der bis in die 1920er Jahre daran arbeitete, noch seine Nachfolger konnten das Werk allerdings vor der Zäsur des Zweiten Weltkriegs abschließen, obwohl man den Bearbeitungszeitraum auf bis 1400 weiter reduziert hatte. Erst Stadtarchivar Gerhard Pfeiffer (1905–1996) konnte von 1951 bis 1959 die Urkunden bis 1300 auf 850 Druckseiten veröffentlichen, indem er sich nur auf diesen Zeitraum konzentrierte. Allein die Überarbeitung dieser knapp 1.100 Urkunden – Einarbeitung der neu erschienen Editionen und Literatur, Aktualisierung der Lagerorte u.a.m. – erforderte über zehn Jahre Bearbeitungszeit.

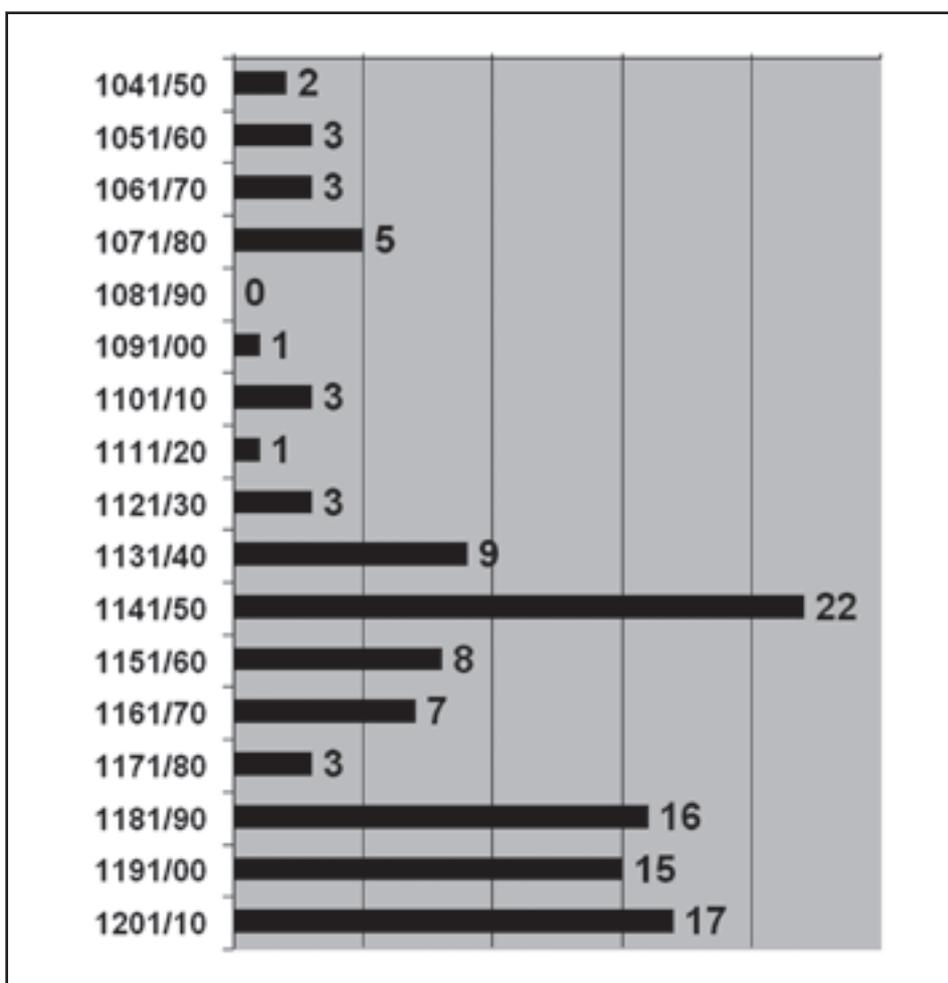
In den 1960er Jahren wurde zwar noch sporadisch an einer Fortsetzung der Veröffentlichung gearbeitet, mit dem Wechsel von Professor Gerhard Pfeiffer an die Universität Erlangen im Jahr 1961 fehlte dem Projekt jedoch die treibende Kraft. Folgerichtig wurde in den 1970er Jahren auch die weitere Bearbeitung des Nürnberger Urkundenbuchs eingestellt. An eine Veröffentlichung in Buchform dachte ernsthaft keiner mehr, zumal bei Urkundeneditionen damals ein Paradigmenwechsel stattfand: Die Edition eines Urkundenfonds, d.h. die Edition der Überlieferung aus einer Provenienz, stand und steht auch heute noch im Vordergrund. Auf Nürnberg bezogen hieße das, beispielsweise diejenigen Urkunden, die das Nürnberger Egidienkloster selbst empfangen hat, zu veröffentlichen oder – um etwas größere Dimensionen zu nennen – diejenigen, die das Heilig-Geist-Spital oder die Reichsstadt Nürnberg selbst empfangen haben, herauszugeben. Wenn es sich um größere Institutionen (Provenienzbildner)

handelt, stellt sich aber wie beim Nürnberger Urkundenbuch auch dort das Problem, dass im 14. und 15. Jahrhundert ein starker Anstieg der zu bearbeitenden Urkunden erfolgt.

Wie grundsätzlich anders schaut es dagegen für die Zeit davor aus. Für das 11. Jahrhundert gibt es im Nürnberger Urkundenbuch gerade einmal 14 Urkunden, im 12. Jahrhundert liegt die Zahl noch immer unter 100. Ein Mittelalterhistoriker, der bislang nichts zur Nürnberger Geschichte geforscht hat, kann sich daher innerhalb eines Monats problemlos in alle einschlägigen Quellen zur Nürnberger Geschichte der ersten beiden Jahrhunderte bis etwa 1210 einarbeiten. Einen Schwerpunkt wird dabei immer die Regierungszeit des ersten römisch-deutschen Stauferkönigs Konrad III. bilden (1138–1152), wie man am starken Ausschlag in den Jahren 1141/50 erkennt, zumal auch alle neun Urkunden des Jahrzehnts 1131/40 aus den Jahren 1138 bis 1140 stammen.

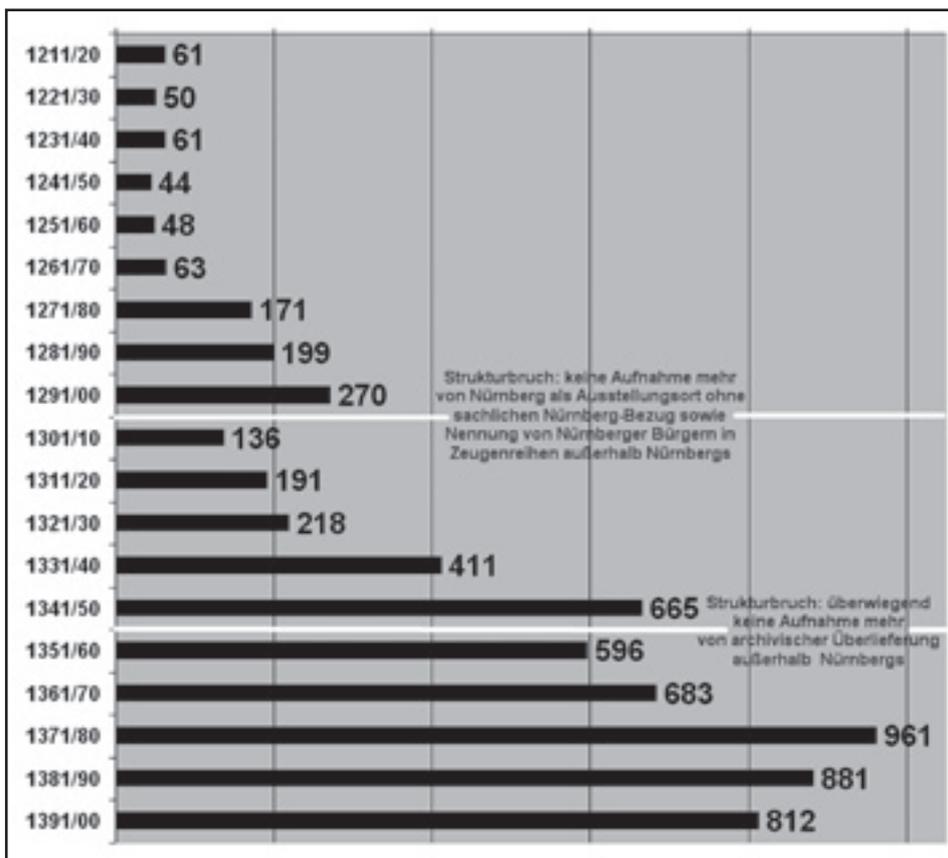


Der Nürnberger Stadtarchivar Dr. Gerhard Pfeiffer (1905–1996), hier in einer Aufnahme von 1957. In fünf Lieferungen gab der 1939 zum Stadtarchivar berufene Pfeiffer zwischen 1951 und 1959 das Nürnberger Urkundenbuch mit 1.096 Urkunden heraus. (StadtAN A 11 Nr. 750)



Anzahl der Urkunden 1041 bis 1210, zusammengefasst nach Jahrzehnten.

Anzahl der Urkunden 1211 bis 1400, zusammengefasst nach Jahrzehnten.



Mit Beginn der Regierungszeit Friedrich II. (1212–1250) ist ein sprunghafter Anstieg der Überlieferung zu beobachten. Dieselbe Dimension der Überlieferungszunahme bringt dann die Regierungszeit Rudolfs von Habsburg (1273–1291). Pfeiffer ließ seine Veröffentlichung im Jahr 1300 enden. Zusätzlich zu den Vorarbeiten von Mummenhoff hatte er auch alle Urkunden aufgenommen, in denen das Wort Nürnberg überhaupt vorkam. So erweiterte speziell Nürnberg als Ausstellungsort von Königsurkunden, aber auch die Nennung von Nürnberger Bürgern in den Zeugenreihen sachfremder Urkunden stark die Auswahl.

Im Stadtarchiv Nürnberg wurden die Vorarbeiten zum Nürnberger Urkundenbuch, die wohl zu über 75 % von Ernst Mummenhoff stammen, in den Bestand StadtAN F 5 integriert. Dort waren sie zwar für die wissenschaftliche Forschung benutzbar, jedoch nur äußerst mühsam. Die etwa 4.500 Urkundentexte sind mit dem entsprechenden wissenschaftlichen Apparat handschriftlich auf – je nach Umfang – ein bis zehn Blättern festgehalten. Sie befinden sich als Lose-Blatt-Sammlung in acht 30 cm hohen Kästen. Dieser reiche Informa-

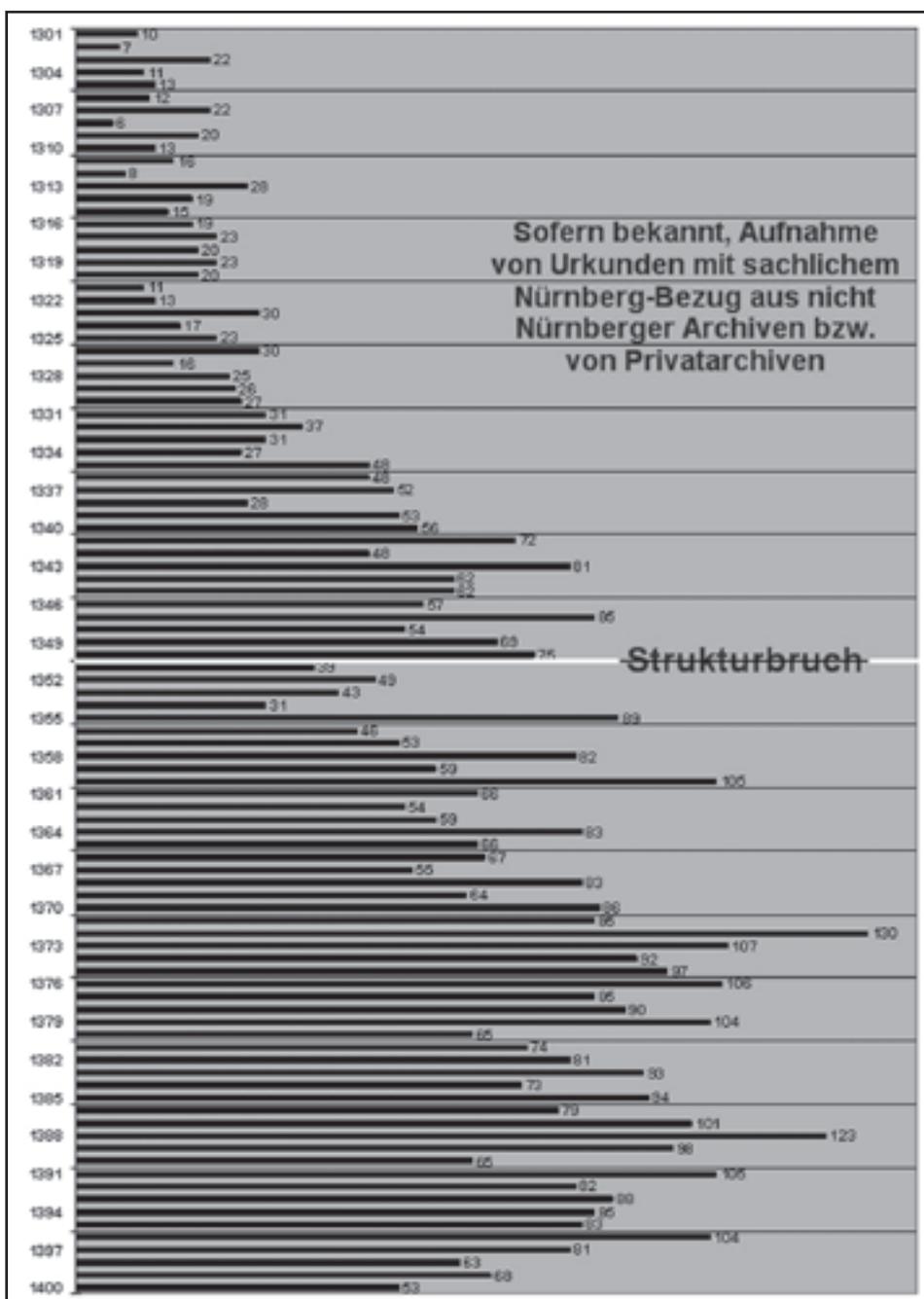
tionsschatz zur Nürnberger Geschichte schrie praktisch nach einer besseren Erschließung. Daher wurde im Jahr 2001– zufälligerweise 50 Jahre nach Erscheinen der ersten Lieferung des gedruckten Urkundenbuches – damit begonnen, diese Vorarbeiten per Datenbank zu erfassen und zusätzlich zu erschließen.

Parallel mit der Eingabe wurden systematisch die hauseigenen Urkunden revidiert bzw., sofern noch nicht aufgenommen, integriert. Ende des Jahres 2009, wiederum zufälligerweise 50 Jahre nach Abschluss des gedruckten Werkes, war diese Arbeit ausgeführt, wobei es nachträglich immer wieder zur Aufnahme neuer Urkunden kommt. Mit Stand April 2011 sind so 5.554 Urkunden im Zeitraum von 1301 bis 1400 nachgewiesen.

Rein quantitativ erkennt man nach dem Strukturbruch von 1300 einen enormen Anstieg in der Urkundenüberlieferung im vierten und fünften Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Diesen Anstieg und die sprunghafte, weitere Zunahme sah man bereits bei der Lancierung des Projekts in den 1880er Jahren. Daher setzte man für die Zeit nach 1349, d.h. nach dem so genannten Handwerkeraufstand, den Schwer-

punkt auf die Aufnahme von Urkunden nur noch aus den Nürnberger Provenienzen, wobei auch die zahlreichen Nürnberger Privatarchive nicht mehr eine systematische Berücksichtigung fanden. Hierdurch ist der erkennbare Rückgang im sechsten Jahrzehnt zu erklären, sonst wäre die verstärkte, kontinuierlich ansteigende Urkundenproduktion etwa ab 1335 bis in die 1370er Jahre noch besser zu erkennen. Mindestens die letzten drei Jahre 1398 bis 1400 scheinen allerdings nicht mehr ganz bearbeitet worden zu sein.

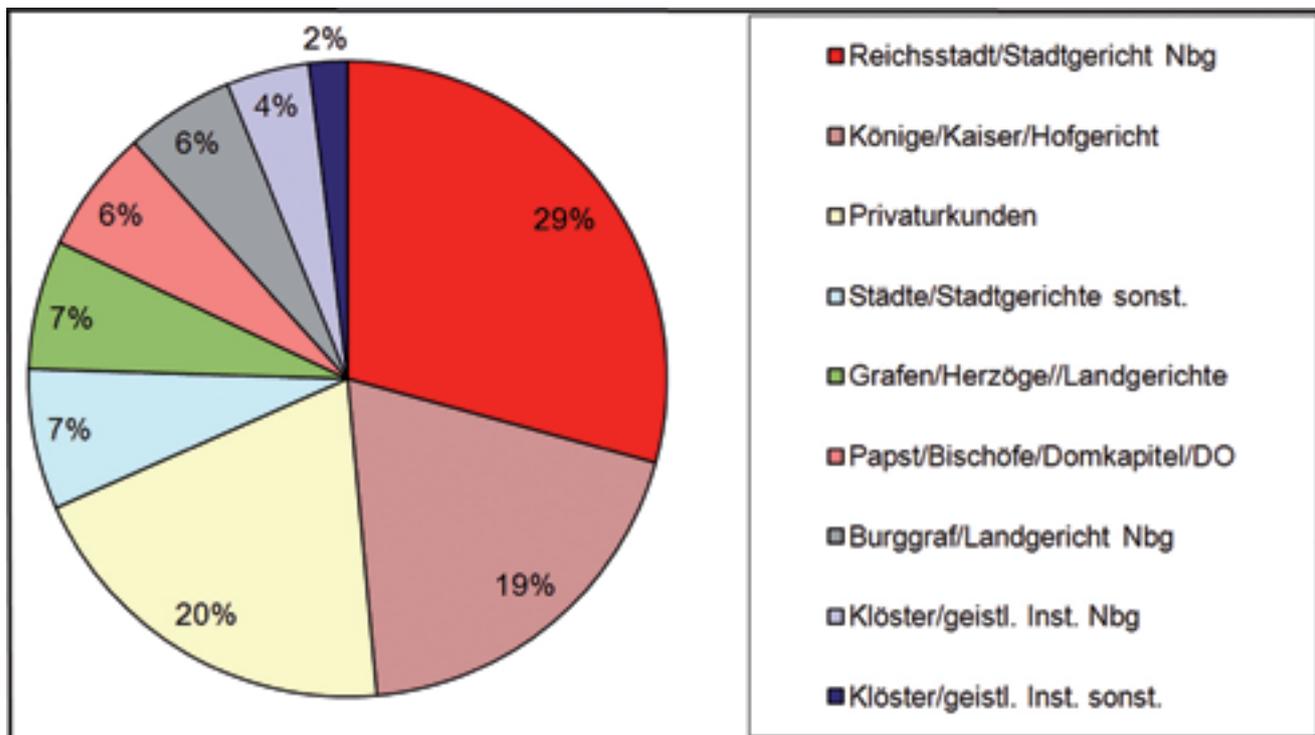
Unter Berücksichtigung des beschriebenen Strukturbruchs lohnt sich auch ein detaillierter Blick auf die Anzahl der erfassten Urkunden für jedes Jahr im 14. Jahrhundert. Die teilweise starken Schwankungen wollen erklärt werden bzw. können die Forschung zu neuen Fragestellungen anregen. So ist nach kurzem Nachdenken ein Erklärungsansatz für den Ausschlag in der Urkundenüberlieferung um 1388 schnell gefunden: Im Vorfeld, während und nach dem Städtekrieg 1388/89 gab es eine Menge zusätzlichen Regelungsbedarf.



Anzahl der Urkunden 1301 bis 1400, zusammengefasst nach Jahren.

Diese Hypothese bestätigt sich nach cursori-scher Durchsicht der Urkundeninhalte voll und ganz. Andere Spitzen (1347, 1354, 1360 oder 1372), aber auch Einbrüche (1353 oder 1380) sind dagegen nicht so leicht nachvollziehbar.

führt die Kategorie andere Städte bzw. deren Gerichte an, knapp vor den Grafen, Herzögen und Landgerichten. Sachlich würde zu letzterer Kategorie aber auch die Nürnberger Burg-grafen bzw. das Landgericht Nürnberg zählen, was jedoch gesondert ausgeworfen ist. Die



Verteilung der Urkunden 1301 bis 1400 nach neun Aussteller-kategorien.

Abschließend sei ein Blick auf die Aussteller der 5.554 Urkunden im virtuellen Nürnberger Urkundenbuch von 1301 bis 1400 geworfen. Um die Übersichtlichkeit zu bewahren, wurden sie in neun Kategorien zusammengefasst. Mit über 1.600 Urkunden bzw. mit fast 30 % stellt die Reichsstadt selbst bzw. insbesondere das Stadtgericht Nürnberg den Hauptanteil der Aussteller. Könige und Kaiser bzw. deren Gerichte oder Beauftragte waren mit 19 % oder deutlich über 1.000 Urkunden äußerst wichtige Urkundenproduzenten, wie das auch für eine zentrale Königs- bzw. Reichsstadt wie Nürnberg nicht anders zu erwarten ist. Einen geringfügig höheren Anteil stellen mit 20 % die Privaturkunden, hinter der sich eine große Bandbreite von Ausstellern versteckt: Vom ratsfähigen Nürnberger Bürger über Reichsritter, Grundherren, Notare bis zu Nürnberger Bürgern ohne erkennbare politische Funktion in der Stadt. Alle übrigen sechs Ausstellerkategorien weisen deutlich weniger Anteile zwischen sieben und 2 % bzw. zwischen ca. 100 und ca. 400 Urkunden auf. Diese Liste

geistlichen Institutionen mit ihrem jeweils geistlichen wie weltlichen Herrschaftsbereich weisen insgesamt relativ geringe Anteile auf. Wenn nicht zwischen Nürnberger Klöstern und auswärtigen unterschieden würde, ergäben sich mit je 6 % dieselben Anteile für den höheren wie den niedrigeren Bereich der geistlichen Institutionen.

Das virtuelle Nürnberger Urkundenbuch steht der Forschung uneingeschränkt zur Verfügung, wie dies schon bei den unterschiedlichen Bearbeitungsständen seit 2001 der Fall war. Im Internet, zugänglich über die Online-Recherche unter www.stadtarchiv.nuernberg.de, sind jedoch nur die hauseigenen Urkunden zu recherchieren, allerdings zur Zeit noch ohne den Vollregist-/Transkriptionsteil. Denn ein Internetzugriff auf Urkundeninhalte, deren Originale sich nicht im Stadtarchiv selbst befinden, wäre u. a. aus rechtlichen Gründen problematisch. So sind zum Beispiel die heutigen Lagerorte (noch) nicht systematisch nachgetragen. Bei der Datenbankrecherche

im Lesesaal des Stadtarchivs können dagegen jederzeit Archivmitarbeiterinnen und Mitarbeiter helfend und erklärend zur Seite stehen.

Im Lesesaal des Stadtarchivs sind auch alle Erschließungsinhalte – speziell die Vollregesten/Transkriptionen – einsehbar.

Bearb.:	In	Erfassungsdatum:	19.03.2003
Bestand:	NUB		
Bestellnummer:	xxx	Vorl. Nr.:	
Lagerort Fremdarshiv:	SIAN Rst. Nbg (MA 1992) Nr. xxx (früher: Nachträge f. 88 b, N° 16)		
Jahr:	1352	Monat:	2
	Monat:	Feb	Tag:
			29
Uhrzeit:		Zus.:	
Datierung:	29.02.1352	Datierung (invers):	1352-02-29
Ausstellungsort:	Nürnberg		
Ausstellertyp:	Gerichtsfähiger		
Betreff/Kopfregist:	Testament des Nürnberger Bürgers Conrad Maienthaler		
Vollregist/Transkription:	<p>Ich Chu<sup>o</sup>rrat Meyentaler, burger ze Nu<sup>e</sup>rnberg, vergihe offentlichen an disem brief, daz ich mit wolbedachtem mu<sup>o</sup>t und mit gu<sup>o</sup>tem willen und wort frawen Mechtilden meiner eichen wirtin schaff und ahze mein dink, also wenn<sup>e</sup> wir beidu niht ensein, daz ez denn<sup>e</sup> also stet beleibe, ob ich daz vor niht verender oder verker. Des ersten schaff ich, daz di hernach geschriben mein vormu<sup>e</sup>nde und pfleger, die ich ewelt han u<sup>e</sup>ber ditz mein gescheft, sulien verchafften mein haus, gelegen an sant Gilgen gazzen, do ich und mein wirtin inn<sup>e</sup> wonhaft sein und des geltes, dar u<sup>e</sup>mb si mein haus geben haben, su<sup>e</sup>llen si anlegen fu<sup>e</sup>nf hundert phunt halter an gelteu gu<sup>o</sup>t, die eigen sein, und su<sup>e</sup>llen da mit machen und stiften ein pfru<sup>e</sup>nde und ein ewige messe, so si bestte dunket, also daz der priester, dem di selben pfru<sup>e</sup>nde und vycare verlihen wirt, sol alle wochen vi<sup>e</sup>r messe haben und niht</p> <p>... es folgen 110 weitere Zeilen ...</p> <p>liebe. Und ze urchu<sup>e</sup>nde gib ich disen brif, besigelt mit der stat ze Nu<sup>e</sup>rnberg insigel, daz dar an hangt. Des sein gezu<sup>e</sup>g und le ir einer des andern und auch boten an mein saileut, an mein algenherren und an mein lehen herren oder, wo des not geschit von ditz meins geschefts wegen, di esamen manne her Philippe Grozze, her Ulrich Stromair, her Bertholt Tu<sup>o</sup>cher und her Albreht Ebner, di obgenanten burger ze Nu<sup>e</sup>rnberg. Der brief ist geben, da man zeit nach Kristes gebu<sup>o</sup>t driuzehenhundert iare und dar nach in dem zwei und fu<sup>e</sup>nfzigstem iare an der mitwochen nach sant Mathie tag des heiligen zwelfboten.</p>		
Verschlagwortung			
Ortsnamen:	Egdiengasse; Lorenzkirche; Sebalduskirche; Sebalduskirche; Katharinen-Chor; Steinbach; Brunn; Braunsbach; Maimshof; Hauptmarkt; Frauenkirche; Aurach; Geschaidt; s. Großgeschaidt bzw. Kleingeschaidt; Großgeschaidt; Kleingeschaidt; Taschental; Talgasse; Emreuth?; Schwabach; Laufer Tor; Barfüßerkloster; Predigerkloster; Augustinerkloster; Karmelitenkloster		
Aussteller:	Maienthaler, Conrad (N)		
Empfänger:	Groß, Philip I. (HN); Stromer, Ulrich fil. Conr. (HN); Tucher, Berthold (HN); Ebner, Albrecht am Salzmarkt (HN); Braunsbach, Marquart von (HN)		
Zeugen:	Groß, Philip I. (HZ); Stromer, Ulrich fil. Conr. (HZ); Tucher, Berthold (HZ); Ebner, Albrecht am Salzmarkt (HZ)		
Sieger:	Stadt Nürnberg		
Personennamen:	Maienthaler, Mechtild (Ehefrau Conrad); Hützelmeier, N; Brunner, Wölfel (N); Künk, N; Knörrel, N; N; Herwig (N); Brauneck, N von; Schenk, N von; Tutinger, N; Maienthaler, Heidenreich der (N); Süßlein, Conrad (N); Süßlein, Heinrich (N); Süßlein, Berthold (N); N, Anna (Nichte Conrad Maienthaler); Kessel, N; Walch, N; Hack, N; N, Franz (Judenkind); Mair, N; Stromer, Conrad I. (HN sel. 1352)		
Sachbegriffe:	Testament; Testamentsvollstrecker; Geschäftspfleger; ewige Messe; Seeigerat; Pfründestiftung; St. Lorenz; St. Sebald; Jahresgütern; Beginenhaus; Frager; Peunt; Barfüßerkloster; Augustinerkloster; Karmelitenkloster; Predigerkloster; Seelhaus		
Beglaubigungsmittel			
Siegel, Befest., Zust.	Siegel abgefallen		
Überlieferung und Äußere Beschreibung			
Überlieferungsart:	Original	Sprache:	deutsch
Form:		Material:	Pergament
Breite (cm):		Höhe (cm):	
Pika:			

Beispiel der Erfassung im virtuellen Nürnberger Urkundenbuch (NUB) als „work in progress“. Die Privaturkunde enthält ein bedeutendes Testament von 1352 mit einer Altarstiftung. Der Urkundentext wurde von Ernst Mummenhoff komplett transkribiert (hier nur als kleiner Ausschnitt) und besteht aus 2.137 Worten mit 10.551 Zeichen (die Buchstaben in spitzen Klammern bedeuten, dass der Buchstabe über dem vorhergehenden Buchstaben hochgestellt ist). Die Urkundenmaske ist noch wesentlich differenzierter, ausgefüllt konnte jedoch nur werden, was auch in der Vorlage festgehalten war. So fehlt hier etwa die Größenangabe. Die Verschlagwortung nach differenzierten Personennamen, Orts- und Sachbegriffen erfolgte nach der Eingabe und wurde noch nicht systematisch überarbeitet oder vereinheitlicht. Auch der heutige Lagerort wurde noch nicht aktualisiert, zu Mummenhoffs Zeiten befand sich das Stück im Bayerischen Hauptstaatsarchiv mit der Signatur Reichsstadt Nürnberg, Nachträge, Faszikel 88b, Nr. 16. Heute sollte es sich im Staatsarchiv Nürnberg im Bestand Reichsstadt Nürnberg, Urkunden, befinden.

Marius Pfaller:

Digitalisierung der Einwohnermeldekarteien im Stadtarchiv Nürnberg

Das Stadtarchiv Nürnberg hat sich im Jahr 2010 dazu entschlossen, den sehr umfangreichen Bestand Einwohnermelde- und Passamt (StadtAN C 21) mit seinen Teilbeständen Einwohnermeldekartei, Ausländerkartei, Meldekarten jüdischer Einwohner und Häuserkartei zu digitalisieren. Der technische Vorgang des Scannens erfordert dabei etwa ein Drittel der Arbeitszeit des Projektes. Hinzu kommt eine umfassende Vor- und Nachbearbeitung. Digitalisierungsprojekte erfreuen sich in Archiven weltweit seit einigen Jahren wachsender Beliebtheit. Einerseits werden die Originale geschont, da sie für die tägliche Arbeit nicht mehr herangezogen werden müssen, und andererseits erweitert die Digitalisierung die Zugriffsmöglichkeiten, etwa durch die computergestützte Recherche. Der Archivbestand Einwohnermelde- und Passamt ist einer der wichtigsten Bestände

für personenbezogene Recherchen im Stadtarchiv Nürnberg. Bei nahezu allen Personenermittlungen im Zeitraum von Mitte des 19. bis Ende des 20. Jahrhunderts ist eine Benutzung der mit einer hohen Informationsdichte ausgestatteten Karteien unumgänglich. Unter Umständen sind die Karteien die einzige Quelle mit biographischen Informationen zu Nürnberger Bürgern im genannten Zeitraum. Die insgesamt etwa zwei Millionen Karten umfassende Kartei mit einer Laufzeit von 1930 bis 1982 (einige Karten wurden schon einige Jahre vorher angelegt) ist die einzige meldeamtliche Überlieferung für diese Zeit. Die zugehörigen Familienbögen sowie die Meldekarten im Zeitraum vor 1930 (ab etwa 1906 wurde eine Meldekartei geführt) sind im Zweiten Weltkrieg verbrannt (vgl. auch Kurt Reichmacher, Quellen und Tipps zur Familienforschung im Stadtarchiv, Norica 2).

Meldekarte von Heinrich Max Gutseel. (StadtAN C 21/IX Nr. 102/788)

Zu- und Vorname (Nachname abstrahieren)		Geburtszeit und Ort		Classen	
Tag	Monat	Tag	Monat	Tag	Monat
Gutseel Heinrich		7.	8.	05.	18.
Schlosser Maffens		in Linsbühl, Nürnberg		I. Klasse: Polka Zylinderhut 1890 II. Klasse: Margarete pub. Röder	
Margarete geb. Sauer		5.	4.	96.	18.
in Freibauersicht, Nürnberg		I. Klasse: Sauer Zylinderhut		I. Klasse: 8-6-35 in Reg. E/107, 1890	
Familiennachrichtl. v. 1890		Nachlassungs-Scheine ge- fertigt am: 1. d. 1890		Legitimationspapier: 3. d. 1890	
Tag	Monat	Tag	Monat	Tag	Monat
6. 11.	31.	9. 7.	18.	10. 7.	31.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	
13. 12.	31.	21. 7.	18.	1. 2.	31.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	
3. 1.	38.	7. 9.	31.	1. 6.	38.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	
7. 1.	38.	2. 12.	38.	11. 4.	37.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	
31. 1.	38.	2. 2.	38.	11. 4.	37.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	
2. 2.	38.	11. 4.	37.	11. 4.	37.
Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18		Linsbühl 31/18	

Die Meldekarteien werden im Stadtarchiv hauptsächlich für schriftliche, personenbezogene Anfragen herangezogen, wobei die Benutzergruppen „Rechtliche Benutzung“ (z. B. Ermittlungen von Erben, Rentensachen) und „Familienforschung“ den mit Abstand größten Anteil der Anfragenden stellen. Die Karten enthalten vielseitige Informationen über die gemeldeten Personen selbst sowie über vorhandene Kinder und Eltern mit den jeweiligen Geburts-, Heirats- und Sterbedaten und -orten. Auch die genauen Wohnanschriften können über die Karteien nachvollzogen und der Aufenthalt genau datiert werden.

Die Benutzung und Auskunftserteilung aus den Karteiserien stellt jedoch in vielfacher Hinsicht ein Problem dar. Mit Ausnahme der Ausländerkartei sind die Karteien nämlich nach dem so genannten Phonetischen Alphabet geordnet. Das heißt, die Kartensortierung richtet sich – mit Ausnahme der Anfangsbuchstaben – nach der Aussprache der jeweiligen Laute und nicht nach dem regulären Alphabet. Als besondere Hürde bei der Ermittlung einer Person kann die Einordnung des Namens nach der Nürnberger Mundart, die in der Aussprache zwischen so genannten harten und weichen Konsonanten (t=d und p=b) nicht differenziert, auftreten (z. B. Weidmann=Weitmann, Leibold=Leipold). Insbesondere das Auffinden schwer zu phonetisierender Namen setzt einige Rechercheerfahrung voraus.

Die Benutzung der Einwohnermeldekarteien unterliegt zu einem großen Teil dem Meldgesetz, was v. a. für die Familienforschung erhebliche Einschränkungen mit sich bringt. Jede einzelne Karte muss deshalb auf den Ablauf der jeweiligen Schutzrechte (in der Regel 55 Jahre nach dem letzten Eintrag) hin überprüft werden.

Aus diesen Gründen kann eine Benutzung nur durch das Archivpersonal erfolgen. Eine formlose schriftliche Anfrage mit möglichst genauen Informationen zu den gesuchten Personen und dem Nachweis der Verwandtschaft genügt in der Regel, um zumindest Teile der enthaltenen Informationen zu erhalten.

Die Meldekarten bestehen aus dünnem Karton, dessen hoher Säuregehalt seinen Zerfallsprozess beschleunigen kann. Einer so genannten Massenentsäuerung, bei der die Säure durch spezielle chemische Verfahren neutralisiert wird, wurden die Karteien zwar nicht unterzogen. Jedoch erfolgt die Konservierung durch

eine Umbettung in stabile, metallfreie Kartons mit einem so genannten alkalischen Puffer.

Eigens für die Digitalisierung der Meldekarteien wurde ein spezieller Schnelleinzug-Scanner angeschafft, für den zunächst die technischen Anforderungen an die digitalen Abbildungen definiert und mittels Scan-Software umgesetzt werden mussten. Eine richtige Interpretation und gute Lesbarkeit der Karteninformationen am Bildschirm kann im Fall der Meldekarten nur durch farbige, hochauflösende Scans gewährleistet werden. Durch Zoom- und Schärfungs-Funktionen in der Bildbetrachtungssoftware kann im Einzelfall sogar eine bessere Lesbarkeit als im Original erreicht werden.

Mit dem Scanner ist es möglich, bis zu 100 Karten in einem Arbeitsgang zu digitalisieren. Als Zielverzeichnis muss eine Ordnerstruktur im Dateisystem angelegt werden, was einen Großteil der vorbereitenden Arbeit ausmacht. Die schwierige Ordnungsstruktur der Karteien setzt eine genaue Kenntnis derselben voraus, um eine sinnvolle Einteilung beziehungsweise Portionierung in phonetisch-alphabetische Abschnitte vornehmen zu können. Bisher war nur eine grobe Findliste vorhanden, die jeweils den Inhalt eines Kastens (ca. 1.000 Karten) aufwies (z. B. Müller, A – Müller, Z). Durch Einteilung in kleinere Portionen wird eine größere Erschließungstiefe erreicht, das heißt es müssen dadurch ca. 90 % weniger Karten durchgesehen werden. Die Abschnitte beinhalten jeweils rund 100 Karten (z. B. Müller, A – Müller, B).

Nach dem technischen folgt nun der qualitätssichernde Schritt: Jeder Scan muss auf Fehler im Schnelleinzug (in manchen Fällen werden zwei Karten eingezogen) und auf

*Praktikantin beim Scannen.
(StadtAN)*



Qualität untersucht werden. Dafür sind geschulte Augen sowie höchste Konzentration notwendig.

Nach Fehler-Protokollierung und -Behebung (Neu-Scan von fehlerhaften Karten) können die Masterdateien im TIFF-Format in die Personendatenbank des Stadtarchivs eingebunden werden. Hierin liegt der größte Vorteil der Meldekarten-Digitalisierung: In der Personendatenbank des Stadtarchivs sind personenbezogene Daten bestandsübergreifend vorhanden. Die Datenbank enthält Metadaten (beschreibende Daten) von einer wachsenden Personenzahl sowie im Fall der Einwohnermeldekartei Scans der Archivalien selbst.

Durch sukzessive und systematische Erschließung von Beständen unterschiedlicher Provenienz (z. B. Personenstandsunterlagen seit 1810, Einwohnermeldekarten) bilden sich automatisch virtuelle Personenordner oder Spezialinventare zu einzelnen Personen über gleiche Indexbegriffe (z. B. Nachname, Vorname, Geburtsdatum, Sterbedatum usw.). Wird ein Personennamen oder ein Geburts-/Heirats-/Sterbedatum gesucht, wirft die Datenbank bei Eingabe des Suchworts in die jeweilige Index-Recherche unter Umständen mehrere Datenbankobjekte aus, in welchen der gesuchte Name gleichermaßen enthalten ist. So können beispielsweise in einem Zug Meldeinformationen, Informationen über Geburt, Heirat, Ableben und gegebenenfalls

Hinweise zu verwandten oder verschwägerten Personen gefunden werden. Da, wie erwähnt, immer häufiger auch die Archivalien selbst – als digitales Abbild – mit in die Datenbankmaske importiert werden, ist ein Heranziehen der Originale in der Regel nicht mehr nötig.

Die Scan-Dateien werden gruppenweise in die Personendatenbank eingelesen. Dabei legt die Datenbanksoftware je Datei ein neues, im Vorfeld definiertes, Datenbankobjekt an. Durch Zuweisung von Metadaten zu dem zu importierenden phonetisch-alphabetischen Abschnitt entsteht ein Grundgerüst für die Datenbankrecherche. So werden neben der Bilddatei automatisch die Bestandssignatur, die Karteiserialenbezeichnung, die Bestellnummer des Kastens, in dem die Karte analog gelagert wird, der Dateiname (= Kartenummer) sowie die Nachnamen der Personen auf der ersten und letzten Karte in spezieller phonetischer Schreibung als Metadaten in die einzelnen Datenbankobjekte eingepflegt. Im Gegensatz zur analogen Recherche in den Karteikästen müssen bei der Datenbankrecherche höchstens 100 Karten „durchgeblättert“ werden (im „analogen“ Karteikasten sind ca. 1.000 Karten enthalten).

Die Karten können im Nachgang einzelverzeichnet werden, wobei die eigens für die Meldekarten definierte Datenbankmaske die Möglichkeit bietet, die Daten umfassend in strukturierter Form einzugeben. Eine systematische Einzelverzeichnung ist zunächst nur für den kleinsten, jedoch mit am häufigsten benutzten Teilbestand, die Meldekarten jüdischer Einwohner, vorgesehen. Eine systematische Einzelverzeichnung der übrigen Teilbestände muss zunächst zurückgestellt werden, da diese auch bei kontinuierlicher Arbeit vermutlich aufgrund der großen Anzahl viele Jahre dauern würde.

Auch wenn die Personendatenbank aufgrund gesetzlicher Schranken nicht durch den Kunden selbst genutzt werden kann, erweitert das Stadtarchiv mit der Digitalisierung der Einwohnermeldekarteien sein Dienstleistungsangebot und erreicht damit eine höhere Effizienz im Bereich der Recherche. Schon jetzt bestätigen die guten Erfahrungen im praktischen Umgang mit der digitalen Einwohnermeldekartei den hohen Nutzen des Projekts und sprechen für dessen kontinuierliche Weiterführung.

*Blick in die Regale mit den Einwohnermeldekarteikästen.
(StadtAN)*



Gerhard Jochem:

Sammlungsgut zur jüdischen Geschichte im Stadtarchiv Nürnberg

Keine stadthistorisch relevante soziale Gruppe ist anhand der archivalischen Überlieferung so schwer zu dokumentieren wie die in der NS-Zeit vertriebenen jüdischen Nürnberger Familien: Weite Teile der sie betreffenden amtlichen Unterlagen und die Registratur der Kultusgemeinde wurden bewusst oder durch Kriegseinwirkung vernichtet, private Nachlässe sind vor Ort durch Vertreibung und Ermordung selten. Umso wichtiger ist es, dass sich die Archive aktiv um die Sammlung relevanter schriftlicher und visueller Zeugnisse kümmern, damit die Biografien dieser Menschen und ihr Wirken auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens nicht in Vergessenheit geraten. Hierbei sind neben der Suche nach einschlägigen, öffentlich zugänglichen Quellen zur Ergänzung der eigenen Bestände der Aufbau und die Pflege von Kontakten zu den Zwangsauswanderern und ihren Nachfahren von besonderer Bedeutung. Erst wenn ein Vertrauensverhältnis mit ihnen hergestellt ist, kann die Bitte um persönliche Unterlagen im Original oder in Kopie für die lokale Geschichtsforschung erfolgreich sein. Prinzipiell gilt dies natürlich für alle Nachlässe oder Familienarchive, ist aber bis heute durch die historische Belastung des deutsch-jüdischen Verhältnisses hier besonders schwierig. Im besten Falle werden Geduld, Hartnäckigkeit und Einfühlungsvermögen durch Ergebnisse belohnt wie die 2003 anlässlich des „Zweiten Nürnberger Zeitzeugengesprächs“ aufgezeichneten Interviews mit ehemaligen jüdischen Mitbürger(inne)n (StadtAN F 14 Nr. 91) oder den im Folgenden stellvertretend beschriebenen neueren Erwerbungen des Stadtarchivs zur jüdischen Geschichte Nürnbergs.

Bestand StadtAN F 14 Dokumentationsgut zum jüdischen Leben in Nürnberg und Franken

Der im Jahre 1997 als Sammelbecken für einschlägiges Material gebildete und zur Zeit 95 Einheiten umfassende Bestand ist seit der Arbeit an den beiden Bänden des „Gedenkbuchs



für die Nürnberger Opfer der Schoa“ (1998 und 2002) und durch die Projekte des Forschungsschwerpunkts jüdische Geschichte beim Stadtarchiv Nürnberg ständig im Wachsen begriffen. In ihm dominieren biografische Quellen im Original und in vervielfältigter Form, v.a. Zeitzeugenaussagen, amtliche Dokumente, Korrespondenzen und Medienberichte. Von zentraler Bedeutung ist die nahezu komplette Serie des zwischen 1921 und 1938 erschienenen „Nürnberg-Fürther Israelitischen Gemeindeblattes“ (StadtAN F 14 Nr. 50–57), das eine Fülle andernorts nicht greifbarer Informationen zur jüdischen Gemeinschaft und über das Wirken ihrer Mitglieder in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur enthält. Nach Recherchen im In- und Ausland konnte diese vollständigste existierende Sammlung des „Gemeindeblattes“ mit Hilfe der Amtsbibliothek des Stadtarchivs zumindest in Kopie zusammengesetzt werden.

Sozusagen die Fortsetzung hierzu für die Zeit nach 1945 bildet der von Frank Harris in den USA seit 1979 etwa im jährlichen Turnus herausgegebene „Nürnberg-Fürth Newsletter“ (StadtAN F 14 Nr. 27, 58–80, 88) in dem sich

*Leutnant Walter Berlin
(Bildmitte, mit Zigarre) und
Kameraden in einer Stellung in
Menowville (Nordfrankreich)
zwischen 1914 und 1916.
(StadtAN E 48 Nr. 8)*



444

ANTON KOHN

BANKHAUS
NÜRNBERG

KÖNIGSTRASSE 26 / BRUNNENGASSE 2

Telephon für den Ortsverkehr Nr. 27839, 27841, 27941
für den Fernverkehr 27755 Postscheckkonto Nr. 60

Depositenkasse: Bauerngasse 20 — Ecke Knauerstraße
Telephon Nr. 60076

Eröffnung laufender Rechnungen
Annahme von Bareinlagen gegen Bankschein und Sparbüchern, An- und Verkauf von Wertpapieren, Devisen und ausländischen Geldsorten

Ausstellung von Reisekreditbriefen
Vermietung von Schrankfächern, sowie Ausführung aller sonstigen in das Bankfach einschlägigen Geschäfte

Anzeige des Bankhauses Anton Kohn im Nürnberg-Fürther Israelitischen Gemeindeblatt vom 1.7.1936. (StadtAN F 14 Nr. 57)

die aus Mittelfranken stammenden und heute auf der ganzen Welt lebenden Familien über ihre gemeinsame Vergangenheit und aktuelle Ereignisse austauschen.

Anzeige der Firma Schürzenbauer im Nürnberg-Fürther Israelitischen Gemeindeblatt vom 1.4.1936. (StadtAN F 14 Nr. 57)



Zum **Schulanfang**
preiswerte
Kinderschürzen
in Lüster und
farbigen Stoffen
Nürnberger Schürzenfabrik
Wilhelm Bauer
Schürzenbauer
nur Obstmarkt 24, Fernsprecher 22211

Achten Sie bitte genau auf meine Firma, um Verwechslungen zu vermeiden.

Bestand StadtAN F 17

Reichsvereinigung der Juden in Deutschland/Nürnberg-Betreffe

Die 2002 vom Bundesarchiv in Berlin angekauften Mikrofiches, von denen die Nürnberg betreffenden Dokumente zur leichteren Benutzbarkeit als Readerprinterkopien vorliegen, stammen aus dem dortigen Bestand „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“, dem Registraturgut des 1939 von den Nazis zu ihrer Kontrolle und Enteignung eingerichteten Dachverbandes jüdischer Organisationen. Wegen des fast völligen Fehlens der örtlichen Überlieferung im Zeitraum zwischen 1941 und 1945 kommt den (ebenfalls nur fragmentarisch erhaltenen) Berliner Akten, die die Korrespondenz der Zentrale mit ihren Vertretern in Nürnberg enthalten, ein hoher Quellenwert zu. Ihren inhaltlichen Schwerpunkt bildet der über die „Reichsvereinigung“ abgewickelte Raub sowohl des körperschaftlichen Vermögens der Kultusgemeinde wie auch des Privatbesitzes ihrer Mitglieder in Form der so genannten „Heimeinkaufsverträge“ für das KZ Theresienstadt. Sie waren ein Instrument der NS-Politik, um den Betroffenen vor ihrer Deportation auf scheinbarem Wege ihre letzten Kapitalien (Geld und Wertpapiere) abzupressen. Zugleich bietet dieser Fundus Einzelinformationen über das Schicksal zahlreicher Verfolgter und gewährt einen Einblick in die bürokratischen Aspekte der „Endlösung der Judenfrage“ in Nürnberg.

Bestand StadtAN E 48 Familienarchiv Berlin

Der um weitere Unterlagen privater Provenienz ergänzte Nachlass (acht Einheiten, Laufzeit 1880–2003) des Rechtsanwalts Dr. Walter Berlin (1887–1963) wurde dem Stadtarchiv Nürnberg im Jahre 2001 von seinem Sohn als Leihgabe übergeben. Er ist zusätzlich zu den bereits oben genannten Gründen für die Wichtigkeit persönlicher Aufzeichnungen und Dokumente zur Rekonstruktion jüdischen Lebens deshalb besonders hervorzuheben, da in ihm die Verbindungen zu anderen bedeutenden Familien durch Stammbäume festgehalten sind. Dr. Berlin selbst gehörte als Jurist und Vorsitzender des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zu den prägenden Nürnberger Persönlichkeiten der Zwischenkriegszeit und trat vor Gericht gegen den notorischen Antisemiten Julius Streicher auf. Ein weiteres Spezifikum des Bestandes sind die fünf Foto- und Postkartenalben (StadtAN E 48 Nr. 4–8), in denen er detailliert seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Offizier beim Königlich Bayerischen 8. Feldartillerie-Regiment in Frankreich und Belgien dokumentierte.

Bestand StadtAN E 51 Familie Jondorf

Ebenfalls als Depositum gelangten 2002 in sechs Einheiten (Laufzeit 1894–2002) Dokumente der Nürnberger Unternehmerfamilie Jondorf (Acetylenbrennerfabrik G. Jondorf, Elektronoris) ins Stadtarchiv. Erwähnenswert ist die im Bestand enthaltene Korrespondenz des langjährigen Vorstands der Israelitischen Kultusgemeinde Ludwig Rosenzweig (1861–1943) und seiner Frau Mathilde (1870–1951) mit nach ihrer Emigration in die Schweiz 1940 in Nürnberg zurückgebliebenen Familienangehörigen und Freunden. Sie beschreibt den Überlebenskampf dieser Menschen in einer zunehmend feindlichen Umwelt, der für die meisten in den Konzentrationslagern der Nazis endete. Durch ihre Authentizität ebenfalls berührend sind die Berichte, die die Rosenzweigs von Mathildes Bruder Fritz Guckenheimer aus Bolivien erhielten, wohin er aus seiner Heimat hatte fliehen müssen.

Bestand StadtAN E 10/99 Nachlass Elisabeth Warren

Elisabeth Warren (1913–2005) war die Enkelin des Nürnberger Spielzeugfabrikanten Georges Carette (1862–1954), der, obwohl selbst nicht jüdisch, in vielfältigen sozialen und



geschäftlichen Beziehungen zu wichtigen jüdischen Familien wie Bing und Hopf stand. 1888 heiratete er Pauline Lederer, eine Erbin der gleichnamigen Brauerei. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges musste Carette als französischer Staatsbürger mit seiner Familie Deutschland verlassen.

*Kennkarte von
Ludwig Rosenzweig.
(StadtAN E 51 Nr. 1)*

Der Nachlass enthält in 40 Einheiten (Laufzeit 1844–1993) geschäftliche und private Unterlagen sowie Fotografien der Familien Carette, Hopf, Lederer und Bing und ihres gesellschaftlichen Umfelds. Zuletzt ausgewertet wurden seine auch visuell ansprechenden Archivalien 2010 für die Foyer-Ausstellung des Stadtarchivs „Mehr als Bing: Jüdische Modelleisenbahnfirmen in Nürnberg“.

*Annette und Camille Sachs,
die Eltern des TV-„Ratefuchses“
Hans Sachs. (StadtAN E 10/99
Nr. 34)*



Dominik Radlmaier:

„Kaffee bei Stroh“ – Thomas Manns Nürnberg-Besuch im Jahr 1949

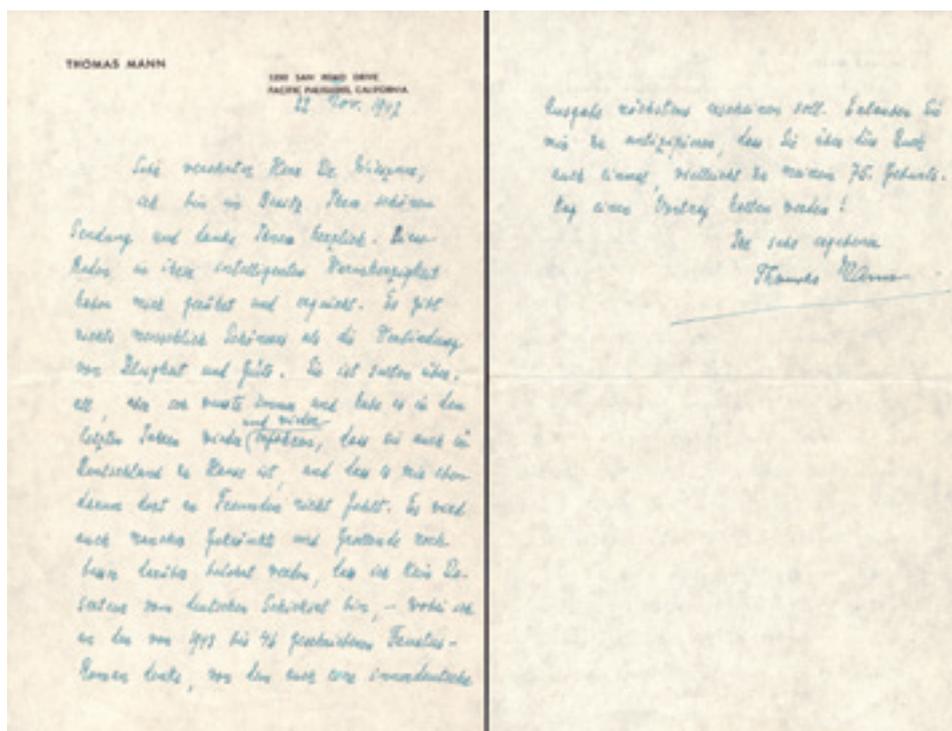
Der Aufenthalt am 30. Juli 1949, einem Samstag, dauerte nur wenige Stunden und verlief ohne nennenswerte Zwischenfälle. Die Planung benötigte dagegen vier Jahre, Überzeugungskunst und die Gunst der Stunde. *Ich gestehe, daß ich mich vor den deutschen Trümmern fürchte – den steinernen und den menschlichen* (aus: Thomas Mann, Briefe 1937–1947. Hrsg. von Erika Mann, Frankfurt/Main 1963), hatte der „Zauberer“ am 7. September 1945 gegenüber dem Schriftsteller Walter von Molo (1880–1958) geäußert und die Rückkehr nach Deutschland, geschweige denn einen Besuch, in naher Zukunft ausgeschlossen. Ebenso unversöhnlich zeigten sich auf der anderen Seite 1947 bayerische Intellektuelle in einer Umfrage der amerikanischen Militärregierung. *Für mich hat Thomas Mann die Bedeutung einer großen Persönlichkeit verloren, seitdem er sich vor den Toren Deutschlands aufhält* (aus: Jost Hermand/ Wigand Lange, „Wollt Ihr Thomas Mann wiederhaben?“ Deutschland und

die Emigration, Hamburg 1999), meinte beispielsweise der Nürnberger Stadtrat Dr. Karl Theodor Marx (1892–1958). Dennoch reisten Dr. Thomas Mann (1875–1955) und seine Frau Katharina (1883–1980), genannt Katia, aus der Schweiz kommend zwischen 25. Juli und 3. August 1949 durch Deutschland. Nach 16 Jahren im Ausland bot Goethes 200. Geburtstag die Gelegenheit, neben Frankfurt am Main, Stuttgart, München und Weimar auch der von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs schwer gezeichneten fränkischen Stadt einen Besuch abzustatten. Die „Nürnberger Nachrichten“ titelten am 1. August 1949: *Thomas Mann weilte zu kurzem Besuch in Nürnberg.*

Ein Brief nach Nürnberg

Thomas Mann führte äußerst gewissenhaft eine umfangreiche Korrespondenz. Die Gesamtzahl der von ihm verfassten Briefe wird auf 25.000 geschätzt. Zu diesen Autographen ist ein im Stadtarchiv aufbewahrtes, bislang

Brief von Thomas Mann vom 22.11.1947 an Georg Gustav Wieszner. (StadtAN E 10/48 Nr. 615)



kaum bekanntes Blatt mit türkisfarbener Beschriftung zu rechnen (StadtAN E 10/48 Nr. 615), das den Ausgangspunkt für die Frage bot, warum Thomas Mann nach Nürnberg kam. *Es gibt nichts menschlich Schöneres als die Verbindung von Klugheit und Güte. Sie ist selten überall, aber ich wusste immer und habe es in den letzten Jahren wieder und wieder erfahren, dass sie auch in Deutschland zu Hause ist, und dass es mir eben darum dort an Freunden nicht fehlt. Es wird auch mancher Gekränkte und Grollende noch besser darüber belehrt werden, dass ich kein Deserteur vom deutschen Schicksal bin* (StadtAN E 10/48 Nr. 615), schrieb Thomas Mann am 22. November 1947 aus dem kalifornischen Pacific Palisades, das zwischen 1941 und 1952 sein ständiger Wohnort war, an Dr. Georg Gustav Wieszner (1893–1969). Der Adressat, umtriebiger Direktor der städtischen Volkshochschule, Regisseur, Schauspieler und Literaturwissenschaftler, versuchte – wie viele andere deutsche Intellektuelle – seit Oktober 1947 einen engeren Kontakt mit Thomas Mann herzustellen, der aufgrund seiner eindeutigen Ablehnung des NS-Regimes als moralische Instanz und „Vorzeige-Deutscher“ galt. Großer Erfolg war ihm jedoch nicht beschieden. Allerdings spielte Georg Gustav Wieszner, dessen schriftlicher Nachlass dem Stadtarchiv anvertraut wurde (Bestand StadtAN E 10/48), eine Hauptrolle in dem seltsamen „Drama“ um den Besuch des angesehenen Schriftstellers und politischen Vordenkers in Nürnberg. Den Anstoß, Thomas Mann nach Nürnberg zu holen, wird man wohl auf Wieszner zurückführen dürfen.

Zwei Jahre vergingen ohne weitere Korrespondenz mit Thomas Mann, als Wieszner seinen Plan bekanntgab, Mann für eine Lesung nach Nürnberg einzuladen. Diese vorschnelle Aktion zog nicht nur am 13. Mai 1949 eine veritable Rüge des Oberbürgermeisters nach sich, sondern machte den Direktor der Volkshochschule zur Zielscheibe rechtsgerichteter Kreise. In einem Drohbrief wurden wüste, ehrverletzende Beschimpfungen gegen Wieszner, aber vor allem gegen Thomas Mann gerichtet: *Dieser jüdisch versippte Schmierfink, dieser Dekadenztrödel, dieser Bolschewistenapostel wird von Ihnen eingeladen! Herrgott, sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen. Wissen Sie nicht, dass dieses Judenschwein das deutsche Volk in seiner tiefsten Not und Schande aus sicherem Hort mit dem gemeinsten Dreck be-*

warf. (StadtAN E 10/48 Nr. 551) Die Worte des mit falschem Namen agierenden Briefschreibers untermauern Thomas Manns Prognose zur Beurteilung seiner Person aus dem Jahr 1949: *Ich würde als undeutsch, antideutsch und Vaterlandsverräter von den breiten, unverbesserlichen Massen, die seit langem wieder zu einem unverschämten Nationalismus zurückgekehrt sind, gehasst und geschmäht werden.* (StadtAN C 29 Nr. 257)

Buhlen um Mann

Noch vor diesen Ereignissen im Mai 1949 hoffte man Thomas Mann von dem Paradigmenwechsel, den veränderten Verhältnissen in Nürnberg zu überzeugen. Die am 24. Januar 1949 vollzogene Gründung der Thomas-Mann-Gesellschaft, die vom Namensgeber am 2. Januar 1949 persönlich abgesegnet wurde und die damit der erste Verein dieser Art in Deutschland war, sollte ein deutliches Bekenntnis zu dem von Mann vertretenen Liberalismus und Humanismus sein. *Der Verein hat den Zweck, den Schriftsteller und Dichter Thomas Mann als Menschen, wie in seinen Werken kennenzulernen und diese Kenntnis zu pflegen und zu verbreiten* (StadtAN C 29 Nr. 257), lautet die Satzung der Thomas-Mann-Gesellschaft, die die sieben Vorstands- und fünf Ehrenmitglieder bei deren Gründung verabschiedeten. Dem Vorstand gehörte neben dem Journalisten und Remigranten Dr. Heinz Stroh (1899–1952), dem eigentlichen Initiator des Vereins und guten Bekannten Manns, auch der von 1948 bis 1951 amtierende Oberbürgermeister Dr. Otto Ziebill (1896–1978) an. Wieszner, der bereits 1945 mit der Idee einer Feier zu Ehren Thomas Manns aus Anlass dessen 70. Geburtstages an den Nürnberger Oberbürgermeister herangetreten war, lehnte diesen Verein ab, den er ausschließlich als einen Club ehemaliger Parteigenossen ansah, die die Prominenz Thomas Manns zur eigenen „Reinwaschung“ missbrauchen wollten.

Im Juni 1949 erfuhr die Öffentlichkeit von der bevorstehenden Reise Thomas und Katia Manns nach Deutschland. Otto Ziebill erkannte die positiven medialen Möglichkeiten, die sich aus einem Besuch ergeben könnten, und bemühte sich erfolgreich um ein Treffen mit dem Wunschgast. Stand Wieszner zunächst auf dem Standpunkt *Der Thomas Mann Gesellschaft ... meine Verbindungen mit Thomas Mann mitzuteilen, fühle ich mich als Direktor*



Georg Gustav Wieszner,
Foto 1933. (StadtAN C18/II
Nr. 11251)

der VOHO [Volkshochschule] für nicht berechtigt, als Mensch nicht verpflichtet (StadtAN C 29 Nr. 337), vollzog er anschließend eine kalkulierte Wende und überließ Ziebill die weiteren Schritte zur Realisierung des Mannschen Besuchs. Durch ein persönliches Gespräch mit dem bereits in Zürich weilenden US-Bürger Thomas Mann am 15. Juni 1949 versuchte Otto Ziebill – offenbar durch seinen Frankfurter Amtskollegen entsprechend instruiert – im Anschluss an eine Luzerner Tagung, dessen Interesse für Nürnberg zu wecken. Ziebill scheint bei der Unterredung den richtigen Ton getroffen zu haben. Tatsächlich lenkte der Literaturnobelpreisträger trotz anfänglicher Bedenken ein, nahm die Einladung an und sagte dem Nürnberger Oberbürgermeister einen Besuch nebst Vortrag zu. Doch die Freude Ziebills über diesen Coup währte nicht lange.

Thomas und Katia Mann in Nürnberg, Foto 1949. (Museen der Stadt Nürnberg, Grafische Sammlung, Inv.-Nr. 486c/1949)



Welche Motive Wieszner bewogen haben mögen, ein Scheitern des Besuches herbeizuführen, kann nicht genau benannt werden. Jedenfalls informierte er am 24. Juni 1949 Thomas Mann in Zürich über die NS-Vergangenheit einiger Mitglieder der Thomas-Mann-Gesellschaft und führte aus, *daß sich in der Thomas Mann Gesellschaft Leute zusammengefunden haben, die ihre ehemalige Charakterlosigkeit mit Ihrem Namen decken wollen*. Pathetisch fügte er hinzu: *Daß Sie nach Nürnberg kommen, freut mich. In die Reihe der titulierten Herren des 3. Reiches, die Ihnen die Hand drücken, werde ich mich nicht drängen. Ich fände das für komisch. Meine Arbeit ist der Kampf für Ihr Werk, nicht das sich repräsentative Sonnen im Umkreis Ihrer Person.* (StadtAN E 10/48 Nr. 615) Der Brief zeigte Wirkung. Am 28. Juni 1949 wurde Otto Ziebill durch einen ebenfalls im Stadtarchiv aufbewahrten Brief über den Meinungsumschwung Manns unterrichtet, der hierfür zwei Gründe anführte: *Nachträglich musste ich zu der Einsicht kommen, dass [...] ich besser tue, auf den Besuch in Nürnberg für diesmal zu verzichten. Trotz dem erfreulichen Bestehen einer T.M. Gesellschaft in Ihrer Stadt, kann ich mich besonderer persönlicher Beziehungen zu ihr ja nicht rühmen und hätte, wenn ich Nürnberg besuchte, schwerlich eine Entschuldigung anderen Städten gegenüber [...] Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass mir gerade aus Nürnberg in letzter Zeit ausserordentlich feindselige, ja bedrohliche Aeusserungen zu Ohren gekommen sind, sodass ich befürchten muss, meine Anwesenheit dort könnte tatsächlich zu unliebsamen Zwischenfällen führen, die sehr schädlich wirken würden und zu denen ich keinesfalls Anlass zu geben wünsche.* (StadtAN C 29 Nr. 257)

Der Grund, keine Beziehung zu Nürnberg zu haben, stimmte in seiner Absolutheit nicht, denn zum einen kannte Mann die fränkische Metropole von seinen Lesereisen in den Jahren 1919, 1924 und 1932, zum anderen hatte die Familie Mann Nürnberger Wurzeln. Nicht zuletzt stellte der langjährige Kontakt zur jüdischen Buchhändlerin Ida Herz (1894–1984), die den größten Teil der Mannschen Arbeitsbibliothek und mehrere Manuskripte im April 1933 von München nach Basel in Sicherheit brachte, eine direkte Brücke nach Nürnberg dar. Den Ausschlag für die Absage hat eher der erwähnte Brief Wiesznerns vom 24. Juni 1949 gegeben, dem absichtsvoll eine Kopie des Drohbriefes beigegeben war.

Attentatsorgen und Stadtbesichtigung

Thomas Mann änderte, vielleicht aufgrund der Fürsprache des von ihm hochgeschätzten Frankfurter Oberbürgermeisters für Otto Ziebill, erneut seine Meinung und kündigte kurzfristig, während des Aufenthalts in Frankfurt, für den 30. Juli 1949 einen Besuch Nürnbergs an. Allerdings plagten Thomas Mann Sorgen vor einem Attentat, die angesichts persönlicher Bedrohungen, wie sie sich in dem Brief an Wieszner manifestierten, sicherlich nicht unbegründet waren. Nachdem Frankfurt und Stuttgart vier- bzw. dreifachen Personenschutz für Thomas Mann zur Verfügung gestellt hatten, unterrichtete wenige Stunden vor der Ankunft des Ehepaars Mann in Nürnberg das Polizeipräsidium München die Nürnberger Kriminalpolizei über den Wunsch des prominenten Reisenden: *Thomas Mann und seine Ehefrau halten sich zur Zeit in München auf. Sie werden heute gegen 9.45 Uhr München mit Kraftfahrzeug verlassen; gegen Mittag in Nürnberg ankommen; dort im Rathauskeller zu Mittag essen und anschließend nach Bayreuth weiterfahren. Seinem Wunsch entsprechend, wurde ihm in Frankfurt, Stuttgart und München ein [sic!] Kriminalbeamter zu seinem persönlichen Schutz ständig zur Verfügung gestellt. Thomas Mann ersucht auch, ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Nürnberg (Ratskeller) einen Krim. Beamten zu seinem pers. Schutz abstellen zu wollen.* (Staatsarchiv München, Polizeidirektion München, Nr. 10115)

In Nürnberg angekommen wurden Katia und Thomas Mann, nachdem sie dem geliehenen „Buick“ eines Schweizer Freundes entstiegen waren, zunächst von ihrem Bekannten Heinz Stroh begrüßt. Ein offizieller Empfang durch die Stadt Nürnberg fand nicht statt. Weder Georg Gustav Wieszner noch Otto Ziebill machten bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung. Natürlich interessierte sich Mann für die historischen Stätten der Altstadt. Unter Führung des nicht unumstrittenen Prof. Dr. Fritz Traugott Schulz (1875–1951), von 1928 bis 1933 amtierender, im April 1948 erneut berufener Direktor der Städtischen Galerie und Kunstsammlungen sowie ebenfalls Mitglied der Thomas-Mann-Gesellschaft, besichtigte er verschiedene im Wiederaufbau begriffene Gebäude, darunter auch die Sebalduskirche. Gegenüber einem Journalisten der „Nürnberger Zeitung“ äußerte sich der Gast höflich-euphemistisch, dass *man die majestätische*

Würde dieser unvergesslichen alten Bürgerstadt auch heute noch nachfühle[n] (StadtAN C 29 Nr. 344) könne, eine Aussage, wie man sie beinahe in dem von Fritz Traugott Schulz 1949 verfassten „Führer durch Nürnberg und seine Sehenswürdigkeiten“ findet. Später wird sich Thomas Mann jedoch anders äußern.

Vor dem Stadtrundgang hatte die Thomas-Mann-Gesellschaft zu einem Mittagessen im „Ratskeller“, einem Lokal im Rathaus am Fünferplatz, geladen. Die Tischgesellschaft zählte 15 Personen, darunter Dr. Joseph Eduard Drexel (1896–1976), Verleger der „Nürnberger Nachrichten“. Wiesznors übertriebene Attacken gegen bestimmte Mitglieder der Thomas-Mann-Gesellschaft sowie sein Fernbleiben stießen auf Unverständnis. So meinte Drexel nach dem Empfang im „Ratskeller“ unumwunden zu Wieszner: *Ich wollte mit Thomas Mann zusammen sein und von mir aus hätte am anderen Tischende der Massenmörder Hamann sitzen können, das wäre mir gleichgültig gewesen.* (StadtAN E 10/48 Nr. 489)

Resümee einer Reise

Manns Europareise endete in Amsterdam. Von dort wurde am 5. August 1949 die Rückreise nach Amerika angetreten. Sein Tagebucheintrag vom 4. August 1949 skizziert den Nürnberg-Besuch mit wenigen Worten: *Besuch in Nürnberg, mit der T.M.-Gesellschaft im Ratskeller. Kaffee bei Stroh.* (aus: Thomas Mann. Tagebücher 1945–1950. Hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main 1991). Über die politische und

Thomas Mann und Fritz Traugott Schulz beim Verlassen der Sebalduskirche, Foto 1949. (Museen der Stadt Nürnberg, Grafische Sammlung, Inv.-Nr. 486d/1949)



gesellschaftliche Situation in seiner alten Heimat äußerte sich Mann gegenüber der amerikanischen Presse sehr besorgt, resigniert und deutlich. Fehlende Reflexion befördere Nationalismus, die Entnazifizierung sei schlecht verwirklicht worden, Adolf Hitler werde von weiten Kreisen der Bevölkerung immer noch gutgeheißen. Eine umfassende Aufklärungskampagne würde, so Manns Meinung, ein differenzierteres Urteilsvermögen fördern, für die er Fragen und Antworten lieferte: *Warum sind unsere Städte zerstört? Warum ist Deutschland auseinandergerissen und besetzt? Weil wir den verheerendsten Krieg der Weltgeschichte verloren haben.* (Staatsarchiv München, Polizeidirektion München, Nr. 10115)

Über seine elftägige Reise durch das Nachkriegsdeutschland verfasste Mann einen Artikel, der zunächst im „New York Times Magazine“ unter dem Titel „Deutschland heute. Die Eindrücke eines berühmten Verbannten von einem ruinierten und besiegten Lande und einem unveränderten Volke“ erschien.

Der Artikel, in der deutschen Gesamtausgabe von 1968 als „Reisebericht“ bezeichnet, schließt mit einer bewegenden Passage zum Nürnberger Kurzaufenthalt von Thomas Mann, den der Blick von der Burgfreierung auf das zerstörte Nürnberg und die bis zur Selbsttäuschung tendierenden Erklärungsversuche des Fritz Traugott Schulz spürbar mitgenommen haben: *Der Krieg hat einige architektonische Herrlichkeiten und Denkmäler altstädtischer Würde ausgespart in Deutschland. Aber nie vergesse ich, wie uns im hoffnungslos ruinierten Nürnberg der alte Museumsdirektor auf die Burg führte, damit wir den Blick auf die Stadt genießen. »Der Turm, der Brunnen dort«, sagte er mit zitternder Stimme, »sehen Sie nur, sie stehen noch. Die Stätten des Dürer-, des Pirckheimerhauses, die sind noch unverkennbar, nicht wahr? Die Handschrift ist es doch noch, gewissermaßen ist es doch alles noch da ...« Nichts war mehr da, aber er beredete sich, es noch zu sehen. Es war zum Weinen.* (aus: Thomas Mann. Werke: Autobiographisches. Hrsg. von Hans Bürgin. Frankfurt/Main 1968)

So sahen Katia und Thomas Mann am 30.7.1949 Nürnberg: Blick von der Burgfreierung auf die zerstörte Nürnberger Altstadt, Foto 26.7.1949. (StadtAN A 39 Fi S 217)



Walter Gebhardt:

Rösten, Mahlen, Sieden – Streiten und Genießen: Nürnberger Kaffeegeschichte(n)

... ein magischer Ort, wo alles geschehen kann (und geschieht), schrieb Umberto Eco einmal über Rick's Café Americain in „Casablanca“. Nur ein Film, gewiss, doch Ecos Sentenz hält der Realität stand, ja darf gar universelle Gültigkeit für sich beanspruchen. Denn selbst wenn wir die Spielart des niederländischen *coffee shops* außen vor lassen: Kaum einer Institution lässt sich eine so schillernde Etikettenvielfalt anhängen wie dem weltweit Menschen verbindenden Kaffeehaus: Es war und/oder ist Stammcafé, Stadtcafé, Stehcafé, Sündenpfuhl mit Séparée, Spelunke oder Grand Café, politische oder unpolitische Arbeitertaverne, Ausflugsziel, Billard-, Schach-, Karten-, Glücksspielsalon, Tanzdiele, konspirative Pflanzstätte des Aufruhrs, Rückzugsraum von Verliebten und Verzweifelten, privater wie geschäftlicher Anbahnungsort, Nachrichtenbörse, (Zeitungs-)Lesekabinett, Heimstatt oder Zufluchtsort von Künstlern und Literaten, Varieté, Konzertcafé, Schreibstube, Debattier- und Politisierclub, Treffpunkt der Bohème und der Müßiggänger, Wiener Café oder Espresso-Bar und heute immer häufiger Kaffeekettenfiliale.

Was zu einem „typischen“ Kaffeehaus gehört, unterliegt demnach zeitlichen, räumlichen und sozialen Vorgaben. Zudem tritt sein Charakter selten in Reinkultur auf. Nur die Klage, dass „die große Zeit“ der Kaffeehäuser vorbei sei, wird allerorten und quasi von Beginn an beredt geführt. 1750 wird sie erstmals aus London berichtet. Dort hatte sich bereits 1652 das „Virginia Coffee-House“ etabliert, bis 1690 sollen sich weitere 2.000 Coffee Stalls angesiedelt haben – ausgerechnet im Mutterland europäischer Teekultur! Schuld war die weitgereiste Kaufmannschaft, die den „Türkentrunk“ im arabischen Raum kennen und schätzen gelernt hatte und über den Seeweg allmählich in Europa verbreitete. Überraschenderweise stoßen wir bereits in

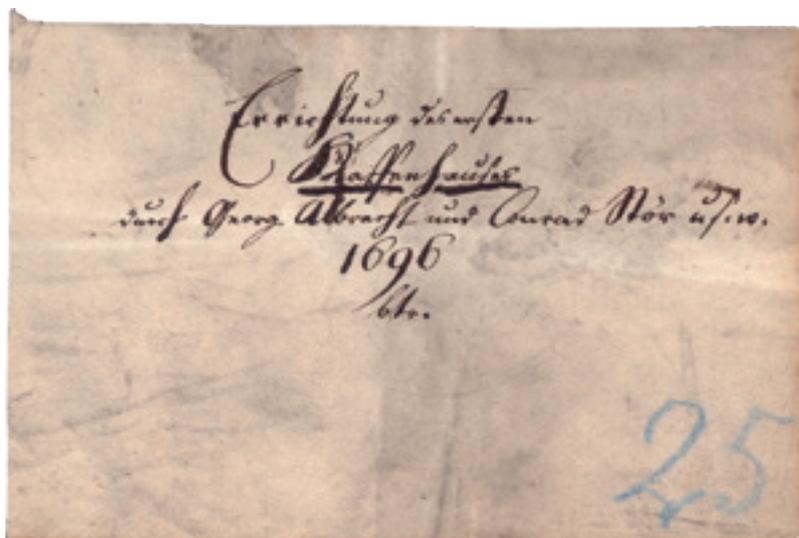
der frühen Experimentierphase mit Johann Siegmund Wurffbain (1613–1661) auf einen gebürtigen Nürnberger. Im Dienste der Niederländischen Ostindien-Compagnie war der Sohn eines hiesigen Ratskonsulenten 1640 ins jemenitische Mokka gereist, um dort allerlei Waren gegen *sehr viel Cauwa* einzutauschen. Mitteleuropäer hatten *so eine Art von Bohnen, die allein in dem um Mocha liegenden Gebürg zu wachsen pflegen*, bis dato kaum je zu Gesicht bekommen. Wurffbain musste deshalb in seinem Reisejournal ein wenig ausholen: Sie werden *von den Muhametanern ... zu Erhaltung der Gesundheit täglich überflüssig gebraucht, und zwar wann selbige im Feuer gantz kohl-schwartz gebrannt, dann gestossen und gekochet, trincken sie das Wasser davon gantz süd- und brenn-heiß*. Nach intensiven Verhandlungen war der Agent schließlich mit einer Schiffsladung von stattlichen 83.540 Pfund *Cauwa* nach Amsterdam zurückgekehrt, für den Durchbruch auf dem europäischen Markt reichte es indessen noch nicht. Dass es ein Holländer war, der in Bremen 1673 die Konzession für die erste deutsche Kaffeeschenke erhielt, kann vor diesem Hintergrund kaum verwundern; Hamburg verdankt seinen zweiten Platz 1677 einem Engländer.

Die beiden Hansestädte blieben bis heute Dreh- und Angelpunkt des deutschen Kaffeegewerbes. Nürnberg liegt weitab davon und wird für vielerlei, kaum aber für seine Kaffeekultur gerühmt. Nichtsdestoweniger reagierte man seinerzeit an der Pegnitz auf die neue Mode erstaunlich schnell – früher etwa als die „Kaffeessachsen“hochburg Leipzig, ja sogar schneller als das „Stadtlexikon“ erlaubt: Ging die historische Forschung bisher davon aus, dass das erste hiesige *Coffé-Hauß* 1696 eröffnet wurde, dürfen wir dieses Datum dank der im Staatsarchiv Nürnberg aufbewahrten Ratsverlässe nunmehr auf 1688 zurückdatieren. Die Ansiedlung beschwor eine nicht enden

wollende Auseinandersetzung zwischen zwei Kontrahenten herauf. Ein durchaus nacherzählenswerter Streit, denn beispielhaft demonstriert er uns im mikroökonomischen Rahmen unterschiedlichste Formen des Wirtschaftslebens, wie wir sie heute globalisiert erleben und erleiden. Neben dem selbstverständlichen Gewinnstreben geht es um Lizenzen, Monopole, freie und regulierte Märkte, Verbraucherschutz, Kostenreduktion, Übervorteilung ...

Den Part des innovativen Unternehmers spielt der Zuckerbäcker Georg Albrecht. Sein an sich nahrhaftes Handwerk nährte ihn selbst nur unzureichend, weswegen er sich nebenbei als *Specerery-Händler* betätigte. Dabei wird ihm wohl der Kaffeeduft in die Nase gestiegen sein. Jedenfalls ersuchte er am 9. März 1688 den Rat der Stadt, *Thé, Café und Chocolata preparieren und außschenken* zu dürfen. Die Stadtväter reagierten vor- und umsichtig, beim *Collegium Medicum* forderten sie zunächst eine Stellungnahme zu möglichen schädlichen Folgen des exotischen Getränkes an. Nachdem sie von dieser Seite grünes Licht erhalten hatten, erteilten sie genau einen Monat später die Genehmigung, zunächst *auf Prob und ohne Exzese und Exorbitantien von jungen Leuten*. Die scheinen ausgeblieben zu sein, eine Prüfung im Jahr 1692, ob keine unrichtigen Händel in Albrechts Caféhaus abliefen, verlief jedenfalls im Sande. Dass das einzige Lokal seiner Art florierte, kam nicht zuletzt auch dem Stadtsäckel zugute. Zunächst hatte das Ungeldamt einen pauschalen „Kaffeersatz“ von 25 Gulden (fl.) jährlich angesetzt, nach drei Jahren wurde der Satz auf 30 fl. angehoben.

Hinter diesem unverfänglichen Aktentitel verbirgt sich überreichlich Streit um das erste Kaffeehaus in Nürnberg. (StadtAN B 15/II, Nr. 438)



Der Erfolg wurde auch andernorts registriert, zumindest im „Goldenen Ochsen“ durch den Gastwirt Conrad Stör. Der muss mit dem Kaffeeduft das Geschäft der Zukunft und seines Lebens gewittert haben, denn er ließ sich auf einen wahnwitzigen Handel ein. Mit Notariatsurkunde vom 8. Mai 1696 erklärte Stör sich bereit, für die *Erlernung der Kunst Thee, Caffé, Chocolate, Rossoli [=Rosenlikör], Limonate und anderer Geträncke zu praeparieren*, die gigantische Summe von 200 fl. hinzublättern. Wir erfahren nicht, wie lange und intensiv Stör seinen Vertragspartner im Vorfeld gelockt hatte. Einem Angebot, das die Weitergabe seines Barkeeperwissens weit höher ansetzte als das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Handwerkers, konnte Albrecht verständlicherweise nicht widerstehen. Weitere 200 fl. wert waren Stör das halbe Haus samt Inventar und – wohl den Ausschlag gebend – die Konzession für die einzige Schenke am Platz. Groß schluckt klein, so weit so gut.

Aber auch so blauäugig. Denn Stör weigert sich, das vereinbarte Lehrgeld zu zahlen. Zwischen beiden Vertragsparteien entspinnt sich ein langwieriger Rechtsstreit, mittendrin fungiert der Rat der Stadt als Schlichtungsinstanz. Die im Stadtarchiv unter B 15/II Nr. 438 geführte *Akte zur Errichtung des ersten Kaffeehauses* erstreckt sich über sechs Jahre und umfasst 73 Schriftstücke. Störs Anwälte führen laufend neue Ausflüchte für den Zahlungsverzug ins Feld. Der Umsatz sei zu gering, Albrecht sei seinen Ausbildungsverpflichtungen nicht nachgekommen usw. Albrecht hält dagegen, dass Stör ihn durch *vielfältiges hinterlistiges Hintergehen* ausgebootet habe und sich mit seinem *hinläßig und unfleißig* produzierten Kaffee über mangelnden Publikumszuspruch nicht zu wundern brauche. *Dießer verwirrte Handtel* übersteigt offenbar auch die Möglichkeiten des Rates: Oberherrliche Zahlungsaufforderungen bleiben ebenso folgenlos wie gütliche Einigungsversuche. 1698 bewirbt sich der verzweifelte Zuckerbäcker, der für Ehefrau und drei Kinder kein Auskommen schaffen kann, erneut um eine Schankkonzession – auch mit der Begründung, dass Störs Bohnenaufguss miserabel sei und die große Stadt wohl zwei Kaffeehäuser vertragen könne. Dem Antrag wird stattgegeben. Ob es tatsächlich zur Neueröffnung kam, ist indes fraglich, denn 1701 wie auch 1710 gehen erneut Gesuche des Geprellten um

Erlaubnis eines Café-Hauses beim Rat ein. Vermutlich konnte Georg Albrecht die benötigten Anfangsinvestitionen nicht aufbringen.

Conrad Stör eröffnet unterdessen weitere Fronten. Der Wirt beklagt sich über Kollegen, die nach dem Essen Kaffee anbieten. Seine Klage wird abgewiesen, womöglich auch, weil diverse Gegenklagen vorliegen, die ihn des unerlaubten Handels mit Regensburger Met bezichtigen. Sein Einspruch gegen eine Erhöhung der jährlichen Kaffeesteuer verläuft dagegen erfolgreich. Die Krönung erlebt der Fall aber erst viel später: Nach vierzig Jahren als Cafétier stirbt Conrad Stör 1736. Seine Witwe Anna bittet für sich und ihren ältesten Sohn Johann Paul um Fortsetzung der Konzession zu unveränderten Konditionen einschließlich der alleinigen Schankbefugnis, weil ihr Besitz *von dem damaligen Coffee-Schäncken Georg Albrecht um einen sehr hohen Werth verkauft* worden war. Dem wird tatsächlich stattgegeben. 1751 unternimmt das Ungeldamt einen weiteren Versuch, die Steuer auf 40 fl. im Jahr zu erhöhen, wobei man sich auf die unverändert gültige alleinige Gerechtigkeit stützt – erneut knickt der Rat ein. Johann Paul Stör's damalige Abwehr liest sich so: *Wenn viele meiner Herren Gäste, bey einer Pfeiffe Taback, und einem Glas Wasser, Vor- und Nachmittags, ein paar Stunden zubringen ..., so kann man leicht errathen, daß bey solcher Nahrung ein Wirth wohl nicht reich werden kan.*

Wie einträglich auch immer, wo war dieses Männer-Erholungsheim eigentlich angesiedelt? Christian Conrad Nopitsch ortet das Lokal 1801 in seinem „Wegweiser für Fremde in Nürnberg“ etwas nebulös *hinter dem Rathhaus gegen den Obstmarkt* zu. Exakt lokalisieren lässt es sich auf das östlich des Rathauses gelegene „Haus zum Frosch“ am Fünferplatz 6. Erstaunlich, dass bereits zu Zeiten Nopitschs die Erinnerung an Georg Albrecht ausradiert war, auch für ihn beginnt die Kaffeeara erst 1696. Die triumphierende Dynastie Stör durfte sich über ein halbes Jahrhundert ihres Alleinvertretungsanspruchs erfreuen, erst 1758 genehmigte der Rat – nach etlichen abschlägigen Bescheiden – einen Antrag auf eine weitere Kaffeeschenke. Am Josephsplatz 1 wurde das Methaus „Zur Goldenen Rose“ umfunktionierte – die Moderne forderte ihren Tribut. Das Lokal sollte für einige Zeit die tragende Rolle im Nürnberger Kaffeehausleben spielen.



Der einfühlsame Nürnberger Journalist und welterfahrene Reiseschriftsteller Friedrich Mayer gewährt uns in seiner Stadtgeschichte „Nürnberg im neunzehnten Jahrhundert“ einen intimen Einblick in die Szene um 1840 unter dem Cafétier Johann Adam Rössel: *An Kaffeehäusern hat Nürnberg nur wenig aufzuweisen, ... und so bleibt am Ende als einziges das Rössel'sche übrig, das auch überall unter dieser Bezeichnung bekannt ist. Aber man findet auch dort nicht die Summe von Leben und Bewegung, die Bonmotsjägerei und jene Routiniers, welche die Zeit mit dem Billardqueue todt schlagen, wie man dieß Alles in Kaffeehäusern anderer und größerer Städte antrifft. Man besucht das Rössel'sche Kaffeehaus nur, um einige Zeitungen zu lesen, ein Paar Partien Billard oder Schach zu spielen und dabei eine Tasse Kaffee zu trinken.* Nun gut, Pariser Flair wird sich nicht aufgetan haben, aber immerhin hatte der Wirt ein „Literarisches Institut“ eingerichtet, das für 48 Kreuzer an die 70 Zeitungen vorhielt. 1844 diente das Café als Ausgabestelle für die Aktien zur neuen Eisenbahnstrecke Nürnberg-Bamberg, im Revolutionsjahr 1848 versammelten sich in seinen Räumen politische Vereine.

Einen Platz in unserer kleinen Kollektion verdient auch das vielgerühmte Tivoli, obwohl es (damals) außerhalb der Nürnberger Gemarkung lag. Das Tivoli war nicht nur das Ziel der honorigen Großreuther Morgengesellschaft, die mehrmals wöchentlich um sechs Uhr morgens in Großreuth h. d. V. zum Frühstück

Das Tivoli in Großreuth, eine beliebte Landpartie im Jahr 1827. Johann Jacob Widenmann und sein Kupferstecher Friedrich Geißler verewigten die herausgeputzte Kaffeegesellschaft in Die Umgebungen von Nürnberg – ein Taschenbuch für Lustwandler (Nürnberg 1828). (StadtAN Av A 4566)



Am Josephsplatz hatte Nürnbergs zweites Kaffeehaus eröffnet, prominente Vertreter der Szene folgten. Aus dem Rössel war Mitte des 19. Jahrhunderts das Café Lotter geworden, diese Aufnahme Ferdinand Schmidts entstand vermutlich um 1870. (StadtAN A 47 KS-53-2)

einlief. 1837 setzte Julius Merz in seinen „Genre-Bildern aus Nürnberg“ der Landidylle ein poetisches Denkmal: Für den besten Kaffee der ganzen Umgegend pilgern die Nürnberger sommers gar schon um vier Uhr in der Früh zur gesegneten Virtuosin im Zubereiten. ... Die Wirthin läuft mit ihren halben Portionen umher und stillt das Sehnen ihrer Gäste. Auf kleiner Blechscheibe sehen wir das niedliche Töpfchen mit moccasischem Saft und nebenan den kleineren zeisiggrünen Begleiter. Vor diesen liegt die rothgeblumte Tasse noch im ruhigen Schlafe, aber bald muß sie das Haupt erheben und das lebendige Treiben beginnt. Die gepriesene Wirtin zog sich 1853 zurück; das Lokal ging in den Besitz der Familie Lutz über, die dem heute noch betriebenen Lutzgarten in der Großreuther Straße 113 ihren Namen verlieh.

Kehren wir noch einmal zurück an den Josephsplatz 1. Hiesige Tages- und Nachtschwärmer konnten noch länger ihre Schritte dorthin lenken, denn unter dieser Anschrift lösten

sich die Cafés Lotter, Ott, Föttinger und Noris ab. Dessen junger Geschäftsführer hieß zu Anfang der 1880er Jahre Johann Baptist Zetlmeier. Der spätere Nürnberger Hotelmogul mit oberpfälzischen Wurzeln schildert in seinen Lebenserinnerungen ohne falsche Spur von Bescheidenheit, wie er seine Karriere anstieß: *Nürnberg, das um diese Zeit noch nicht ganz 150.000 Einwohner zählte, besaß damals außer dem von mir betriebenen Café Noris nur das Café National, am Hauptmarkt neben der Frauenkirche gelegen, und einige kleinere, unbedeutende Caféschenken. Von modernem Komfort, einem gewissen behaglichen Luxus besaßen sie sämtlich so gut wie gar nichts. Das erste, der Neuzeit entsprechend eingerichtete und ausgestattete Café erbaute ich, J. B. Zetlmeier, im Jahre 1887 als meine erste Gründung.* Das Café Zetlmeier befand sich in der Kaiserstraße 46, dem Josephsplatz direkt gegenüber; später nannte es sich passend Kaiser- bzw. Palast-Café. So ganz müssen wir in das Lamento des selbstverliebten Herrn Zetlmeier über Nürnbergs Dornröschenschlaf nicht einstimmen, inzwischen ließ sich durchaus manch besseres Etablissement ansteuern. Mit dem Wiener Salon (später Café National) und dem eleganten Café Panorama am Plärrer (Spittlertorgraben 4) war die Stadt mondäner geworden, in der Kaiserstraße 1 war in den 1860er Jahren durch Josef Paul Maestranis Café Mailand gar italienisches Flair (wenn auch mit Schwerpunkt Schokolade) an der Pegnitz eingezogen. Standen 1875 zwölf Kaffeehäuser zur Auswahl, waren es 1930 bereits über fünfzig. Zu den Neuen gehörte das Wiener Café Wolf, das mit Künstlerkonzerten warb, besonders stolz aber auf seine hochwertige Espresso-Kaffee-Maschine hinwies.

Etwa fünfzig Cafés waren's auch (wieder) im Jahr 1955, als der Feuilletonist Georg Decker in einer Plauderei der „Fränkischen Tagespost“ zur Kulturkritik anhub: *Es ist anders geworden mit dem Kaffeehausleben. Anders die Menschen und anders die Zeiten. Das Konzertcafé kam in Schwung. Die stillen beschaulichen Plauderecken sind nicht mehr, wo man seinen „Schwarzen“ trank und wo man diskutieren konnte. ... Die Menschen haben die Stille verlernt, sie haben die Hast dazu genommen. Die Kaffeebar erwuchs aus diesem Lebensstil. In Hut und Mantel sich zu setzen, möglichst noch den Hut auf dem Kopf und geschwind ein Täßchen „Schwarzen“ schlürfen. – Das ist der Lebensstil unserer Tage. Das Kaffeehaus mit den vielen*

Zeitungen, mit den vielen Gläsern Wasser und mit der gierigen Habachtstellung ja sein Leib- und Magenblatt als Erster zu bekommen, das ist nicht mehr. Schade drum. Ja, der Niedergang scheint ewig unaufhaltsam. Ob den Kritiker das feine Café Kröll am Hauptmarkt getröstet hätte, das erst 1964 seine Pforten öffnete und dennoch längst wieder Geschichte in den Räumen des heutigen Provenza ist? Unbeschadet der äußerlichen Betonarchitektur schwelgte die plüschige Confiserie in Stuck, Teppichen, Kronleuchtern vergangener Zeiten und avancierte mit kalorienreicher Konditorei zur ersten Adresse zumindest für die reifere Nürnberger Damenwelt – nicht zuletzt wegen des obligaten persönlichen Empfangs durch den eleganten Seniorchef. Lieber gar nicht erst vorstellen wollen wir uns die Qualen eines Georg Decker angesichts heutiger Coffee-to-go-Becher. Andererseits: Cafés sind in Straßencafés boomen, nur dass die gemütliche Behäbigkeit der Kaffeehäuser Wiener Art von italienischen Espresso-bars und amerikanischen coffee shops verdrängt wurde. Die Institution Café scheint zu überleben, indem sie sich selbst immer wieder neu erfindet. Zwischen Lounge und Stehcafé siedeln sich aktuell etwa 250 Nürnberger Restaurationen an, in all ihrer Verschiedenartigkeit dürfte so gut wie jede(r) einen genehmen Platz finden.

Vom Rösten ...

Nahezu jeder fühlt sich vom verführerischen Duft der Bohne angezogen. Ähnlich dem Wein ist das koffeinhaltige Genussmittel mittlerweile zum Kult(ur)gut des Connaisseurs aufgestiegen. Die italienische Trias aus Espresso, Cappuccino und Latte macchiato hat das verstaubte Image deutschen Filterkaffees hinweggeblasen. Arabica und Robusta entfachen Glaubenskriege, Espresso-Maschinen sind Lifestyle-Objekte, Kaffeeseminare erzeugen Baristas in spe, kleine und feine Röstereien agieren wieder auf einem Markt, der bis vor kurzem den Großröstern überlassen worden war. Auch Nürnberg macht da keine Ausnahme: 2008 eröffnete Armin Machhoerndl seine „Kaffeemanufaktur“ in Gostenhof, seit 2010 dreht sich die „Rösttrommel“ in der Äußeren Laufer Gasse.

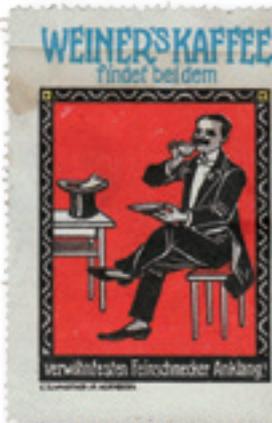
Verweilen wir noch ein wenig in der Hitze des Herstellungsprozesses. Erst mit dem Brennen gibt die Frucht des Kaffeebaums bekanntlich ihr charakteristisches Aroma preis. Zunächst war man auf die Röstkünste des Sieders angewiesen. Deren Dürftigkeit könnte den Unmut



Georg Albrechts über die mangelnde Qualität des Bohnenaufgusses unter seinem Nachfolger ausgelöst haben. Bald zogen „Kaffeemänner“ mit ihren Produkten durch die Straßen, am gebräuchlichsten wurde indes das Brennen am heimischen Herd. Ein mühevolleres Unterfangen, unvermeidlich verbunden mit intensiver Geruchs- und Qualmentwicklung. Dem setzte seit dem späten 19. Jahrhundert zumindest in den Städten die industrielle Kaffeerösterei ein Ende. Die Nürnberger Adressbücher führen das Gewerbe in eigenständiger Form erstmals 1881 mit zunächst drei Betrieben an. Bis zum Ersten Weltkrieg verdoppelt sich deren Anzahl etwa im Zehnjahresturnus, 1912 sind 26 Firmen genannt. Ab den 1920er Jahren geht der Trend zur industriellen Großrösterei, immerhin noch sieben bis acht Unternehmen teilen sich den Markt auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg entsteht in Nürnberg sogar die größte Kaffeerösterei Nordbayerns.

Deshalb und weil älteren Lesern der Name „Costei“ noch geläufig sein wird, sollen diesem Unternehmen ein paar Zeilen gewidmet sein. 1930 war die *Costarica Kaffee- und Handelsgesellschaft m.b.H.* von Bremen in die Nürnberger Karolinenstraße verlegt worden. Kaiser's und Tengemann unterhielten damals bereits Filialen in der Noris. Der Bremer Kaffeemagnat Walther Jacobs hatte Carl August Wille, einen Mittzwanziger, auf den er große Stücke hielt, als Geschäftsführer nach Nürnberg geschickt. Der Eigentümer wurde nicht enttäuscht. Mit gutem Kaffee und Service sowie einem mobilen Kaffeeladen gelingt ein

Das Palast-Café in der Kaiserstraße 46 machte seinem Namen offensichtlich alle Ehre. Der Erste Weltkrieg setzte der 1911 eröffneten Pracht allerdings ein schnelles Ende. (StadtAN A 34 Nr. 1103)



erfolgreicher Einstand. Insbesondere die Idee, adrette junge männliche Verkäufer in einheitlichem Outfit anzuheuern, schlägt bei der fast ausschließlich weiblichen Kundschaft hervorragend ein. Bald wird der Leiter als Teilhaber mit 51 % eingesetzt. 1936 zwingt die Klage einer gleichnamigen Münchner Firma zur Namensänderung, das Kunstwort „Costei“ entsteht. Nachdem der Laden im Zweiten Weltkrieg zerstört worden war, eröffnet der aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte C. A. Wille 1952 neu in der Pfannenschmiedgasse 4–6. Die Muckefuck-geplagten Nürnberger nehmen das Angebot dankbar an, erst 1960 erwächst mit der Eröffnung einer Tchibo-Filiale ernste Konkurrenz. Wille verlegt sein Hauptaugenmerk auf das Kaffeerösten. 1964 entsteht in der Wirthstraße 16 die modernste und größte Kaffeerösterei Bayerns. Damit gelingt es Costei, selbst zum Filialisten aufzusteigen, 1980 bieten 15 Läden im nordbayerischen Raum 14 eigene Kaffee- und 130 Teesorten an, Tee trägt allerdings nur 10 % zum Umsatz bei. Besonders in der Filiale Färberstraße pflegt man außerdem ein Weinsortiment. 1985 machen Umweltauflagen den Weiterbetrieb der Rösterei in der Wirthstraße wegen hoher Nachrüstkosten unrentabel. Eine neue Rösterei müsste gebaut werden. Unter anderem deshalb entscheidet sich der älteste Sohn Dietrich Wille als Alleinerbe gegen den Willen seiner drei Brüder für den Verkauf des Unternehmens an „Eilles“. Die Münchner Mittelständler werden 1987 vom Bremer Branchenriesen J.J. Darboven übernommen. Der Senior Carl August Wille stirbt 1992.

... und Mahlen

Geröstete Bohnen allein bringen freilich noch kein feines Kaffeearoma zustande, sie müssen erst zerkleinert werden. Ursprünglich zerstiöß man sie im Mörser. Wann die ersten Kaffeemühlen gebaut wurden, lässt sich nicht mehr genau feststellen, deutsche Exemplare ent-



Den zwischen 1965 und 1984 produzierten Mercedes-Transporter LP 608 hat der Fürther Modellbauer Schuco in seiner Retro-Edition 1:87 mit einer passenden Firmenlackierung aus der Nachbarstadt versehen. (Foto: StadtAN)

standen seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert. Und wo? In Band 32 von Johann Georg Krünitz' „Oeconomischer Encyclopädie“ aus dem Jahr 1784 versteckt sich in einer Fußnote ein interessanter Hinweis: Die „Kaffemühle“ und „Kaffetrommel“ sind, wo nicht nürnbergische Erfindungen, doch daselbst sehr bald nachgemacht worden. Sie werden noch jetzt bey Millionen ausgeführt, und der größte Theil von Deutschland mahlt jetzt noch auf nürnbergischer Kaffemühlen. Diese beiläufige Notiz mag auf den ersten Blick überraschen, passt indes genau in das Profil der Gewerbestadt. Für eine besondere Kaffeeseeligkeit mag die Pegnitzmetropole nicht bekannt sein, die Herstellung von Kleinmetallwaren in Großserien dagegen gehört seit alters her zu den Nürnberger Domänen. Wie auch der Erfindungsgeist, der „Nürnberger Witz“. Die Kaffeemühle war nicht nur ein Massenprodukt, ihr Innenleben stellte keine Neuentdeckung, sondern eine innovative Weiterentwicklung dar, die das vorhandene steinerne Mahlwerk durch ein schmiedeeisernes ersetzte. Dieser Fortschritt ermöglichte ein einfaches Gerät für den Alltag, das seinen Weg in jeden Haushalt fand. Dass solches Zeugnis Nürnberger Einfallsreichtums selbst am Ursprungsort heute kaum geläufig ist, dürfte in erster Linie am ersten bayeri-

Die Reklamemarken der Fa. Franz Weiner & Co. aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts veranschaulichen die Schritte von der Rösttrommel zur Gaumensfreude. Ihren „Burg-Kaffee“ vertrieb die Nürnberger Rösterei und Kaffeebehandlung über diverse Filialen. (Privatbesitz Reiner Eismann)



„Hermann Kesten im Café“: 1979 setzte der Nürnberger Maler Michael Mathias Precht seinen jüdischen Schriftstellerfreund an einen Tisch mit Moses und Jesus. (Museen der Stadt Nürnberg/Gemälde- und Skulpturensammlung, zu besichtigen im Rathaus Zi. 9)

schen Polizeidirektor Wurm liegen, der die Auflösung des Rugamts, der reichsstädtischen Aufsichtsbehörde über das Handwerk, befahl; dem Beschluss sollen 20 Zentner beschriebenes Papier zum Opfer gefallen sein. So haben sich nur cursorische Hinweise erhalten, etwa im Bestand StadtAN E 8 (Handelsvorstand). Dort findet sich immerhin ein indirektes Indiz auf die außerordentlich kurze Blütezeit des neuen Gewerbes. Bereits in den 1730er Jahren beklagte sich das Nürnberger Schlosserhandwerk beim Rugamt, dass Kaffeemühlen aus Erlangen und Schwabach, vor allem aber aus der Nachbarstadt Fürth den Heimatmarkt überschwemmen und damit hiesige Arbeitsplätze gefährdeten. Überdies würden die minderwertigen Fabrikate außerhalb der Reichsstadt fälschlich als *Nürnberger Waare* feilgeboten. Wie viele der von Krünitz erfassten Mühlen mögen auf solch schändlicher Produktpiraterie beruht haben?

Ganz nebenbei kann die Kaffeemühle als anschauliches Beispiel dienen, wie neue Nahrungsmittel bzw. Konsumgewohnheiten regelmäßig neue Gerätschaften nach sich ziehen, denn sie wurde direkt zur Haushalts-Getreid-

demühle weiterentwickelt. Bis zur vollautomatischen Espressomaschine zogen noch ein paar Jahrhunderte ins Land, ihre Entwicklung verlief allem Anschein nach ohne Nürnberger Beteiligung. Die gab es dafür – erstaunlich genug für die eher am Gewerbefleiß orientierte Bürgerschaft – unter den Kaffeeliteraten: Hermann Kesten (1900–1996) hatte sich schon als Schüler des Melanchthongymnasiums *jeden Mittwoch mittag* abgesiebt – *mit Erlaubnis des Rektors!* Als geradezu exemplarischer „Dichter im Café“ entwirft er unter diesem Titel eine ganze Literaturgeschichte des Kaffeehauses zwischen Wien und New York aus dem Blickwinkel des Stammgastes. *Ich habe einen guten Teil meines Lebens im Kaffeehaus verbracht, und ich bedauere es nicht*, bekennt er einleitend. Auch der Autor dieser Zeilen gesteht freimütig, daselbst die eine und wohl auch andere Stunde seines Lebens zugebracht zu haben, und möchte deshalb seine kleine Geschichte mit eben den Worten beschließen, mit denen auch Hermann Kesten seine Leserschaft entlässt: *Du zahlst die Zeche. Man schließt das Lokal. / Schon morgen sitzt, wie Kirschen frisch, / Ein neuer Gast an deinem Tisch / Und schillert von Leben wie ein Opal.*

Quellen und Literatur:

- Staatsarchiv Nürnberg, Ratsverlässe Rep. 60a, Bd, 2876–2877, 2927.
- StadtarchivAN, B 15/II Nr. 438–439, 444 und E 8 Nr. 3945–3946.
- Joh. Sigmund Wurffbains Vierzehnen Jährige Ost-Indianische Krieg- und Ober-Kauffmanns-Dienste In einem richtig geführten Journal- und Tage-Buch, Nürnberg 1686, S. 145 f.
- Widenmann, Johann J.: Die Umgebungen von Nürnberg, Nürnberg 1828.
- Waldau, Eduard [d.i. Julius Merz]: Genre-Bilder aus Nürnberg, Nürnberg 1837, S. 41–46.
- Mayer, Friedrich: Nürnberg im neunzehnten Jahrhundert, Nürnberg 1843, S. 332–333.
- Zetlmeier, Johann Baptist: J. B. Zetlmeier, Hotelier und Hotelgründer in Nürnberg, Nürnberg 1910.
- Hottmann, Paul: Nürnberg-Fürth 1928, Nürnberg 1928, S. 14.
- Tigges, Harro: Die Haushaltmaschine, Diss. Nürnberg 1950, S. 43–45.
- [Decker, Georg:] Ein Täßchen Mokka bitte!, in: Fränkische Tagespost 17.12.1955.
- Kesten, Hermann: Dichter im Café, München u.a. 1959.
- Scharff, Wolf-R.: Der Nürnberger Kaffeeröster Costei setzt sich gegen die Großen durch, in: Nürnberger Zeitung 11.10.1980.
- Walderdorff, Elisabeth von: Alte Kaffeemühlen, München 1982, S. 37–41.
- Eser, Thomas: Der Nürnberger Kaffeehausstreit, in MonatsAnzeiger Nr. 205 (1998), S. 5–6.
- Meyer, Brigitte: Altnürnberger Gastlichkeit, München 1985.
- Beer, Helmut: Nürnberger Wirtshausgrüße, Nürnberg 1996, S. 160–171.
- Heise, Ulla: Kaffee und Kaffeehaus, Leipzig 1996.
- Protzner, Wolfgang u.a.: Culina Franconiae [Teil I], Stuttgart 2007, S. 245–264.

Horst-Dieter Beyerstedt:

Peter Henlein, oder: Hat die Stadt Nürnberg ein Jubiläum verschlafen?



Das Peter-Henlein-Denkmal auf dem Hefnersplatz. In der Hand trägt Henlein nicht seine Erfindung, sondern eine Dose. (StadtAN A 38 J15/VI)

„Streit rund um die Uhr“, so betitelte vor 30 Jahren Harald Lamprecht einen kurzen Artikel zu Peter Henlein in Heft 31 von „Nürnberg heute“. Damals tobte gerade ein heftiger, jahrelanger Streit um das Geburtsdatum Peter Henleins, das zwar bis heute unbekannt ist, aber doch gefeiert werden wollte. Wie sich die Bilder gleichen! „Ständig Streit um Peter Henlein“ betitelte die Abendzeitung am 29./30. Januar 2011 einen Beitrag zum Thema, und wieder ging es, ironisch genug, um einen genauen Zeitpunkt im Leben des berühmten Uhrenkonstruktors und das angebliche Verschlafen seines Jubiläums durch die Stadt, diesmal um das 500. Jahr der „Erfindung der Taschenuhr“. Die Duplizität verweist auf ein tieferes Problem: Peter Henlein steht stellvertretend für die große Vergangenheit Nürnbergs als eines europäischen Zentrums technischer

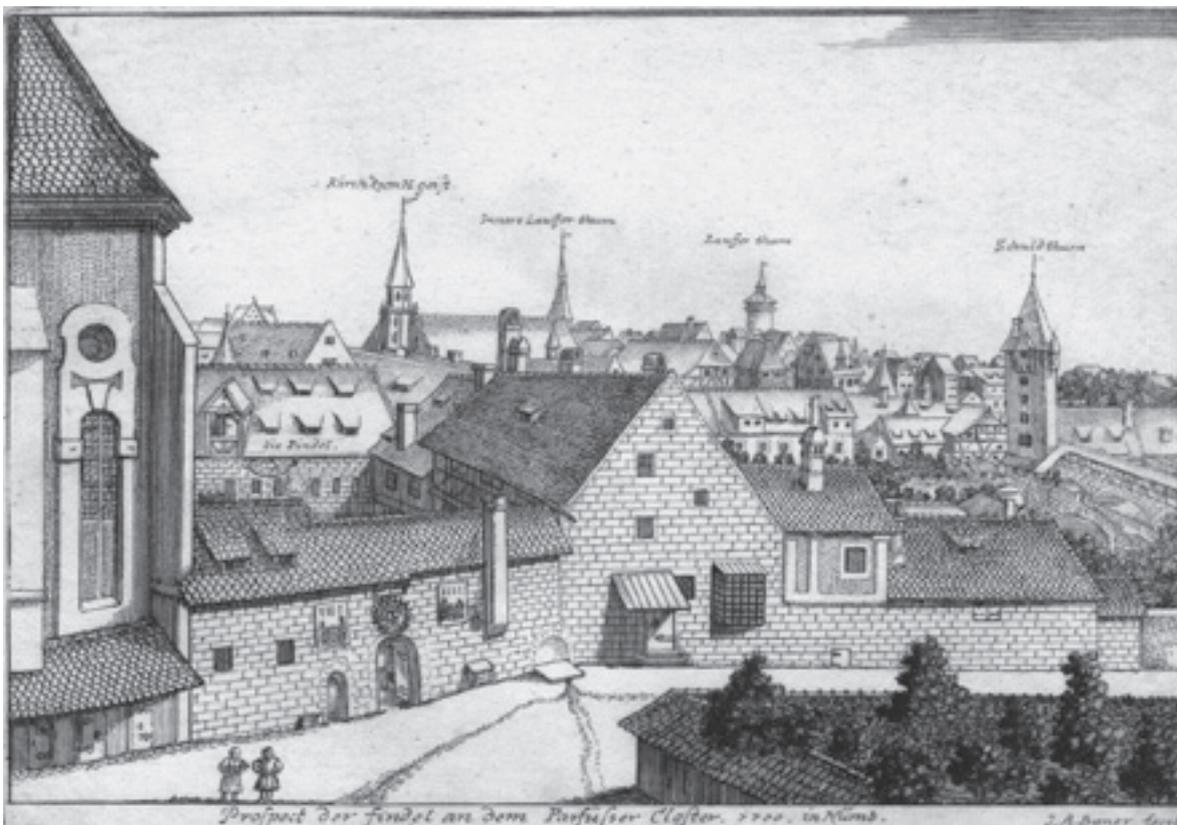
Innovationen und Kultur, und die stärkere Herausstellung dieser Seite der Vergangenheit ihrer Stadt ist ein tiefempfundenes und berechtigtes Anliegen vieler Nürnbergerinnen und Nürnberger. Leicht entsteht da der Verdacht, die zuständigen städtischen Stellen hätten sich, sei es aus Schlamperei, sei es aus ideologischer Voreingenommenheit, eine großartige Gelegenheit zur historischen Selbstdarstellung Nürnbergs entgehen lassen. Unabhängig von der Frage der Berechtigung eines solchen Verdachts sei festgehalten: Gerade Peter Henlein eignet sich nur schlecht für eine emotionale Debatte, denn gerade hier legt die unklare Faktenlage die größte Zurückhaltung nahe. Im Folgenden soll daher – als Beitrag zu einer Versachlichung des Streits um Peter Henlein – das über sein Leben bekannte Faktenmaterial übersichtlich zusammengestellt und auf noch offene Probleme hingewiesen werden.

Peter Henleins Leben

1479/80 bis um 1485: vermutetes Geburtsdatum Peter Henleins – genauer lässt es sich nicht angeben. Hierzu später mehr!

1504 September 8: Zusammen mit zwei weiteren Gesellen wird Peter Henlein in einen Totschlag an dem jungen Schlossermeister Clemens Glaser verwickelt; seine genaue Rolle hierbei bleibt unklar. Henlein flüchtet ins Barfüßerkloster, wo er vor der Nürnberger Strafverfolgung Asyl findet. (Einer der beiden Mittäter war übrigens Jörg Heuß, der spätere Schöpfer des Uhrwerks des Männleinlaufens).

1504 November 16 – 1508 April 18: Wie sich den Ratsverlässen entnehmen lässt, erhält Henlein insgesamt 22 Mal freies Geleit für jeweils einige Wochen oder Monate, um mit den Angehörigen Glasers Vergleichsverhandlungen zu führen. Die endgültige Bereinigung erfolgt erst sieben Jahre später mit der letzten Ratenzahlung Henleins an die Angehörigen des Opfers am 26. Februar 1515.



1509 November 16: Peter Henlein wird Meister des Plattschlosserhandwerks. Des Plattschlosser- und nicht des Uhrmacherhandwerks, denn die Uhrmacher erhielten erst 1565 eigene Meisterstücke und Schauer (Qualitätskontrollleure) und wurden dadurch zu einem eigenen Handwerk. Auch dann aber blieben sie noch mit dem Schlosserhandwerk verbunden und seiner Ordnung unterstellt.

1511 November 26: Widmungsdatum der 1512 gedruckten „Brevis Germanie descriptio“ („Kurze Beschreibung Deutschlands“) des Johannes Cochlaeus (Dobeneck). Das Werk des Humanisten und Rektors der Lateinschule St. Lorenz enthält auch eine Beschreibung Nürnbergs, in der er als Beispiel für den Nürnberger Erfindungsgeist die Erfindung der tragbaren Uhr durch Peter Henlein nennt: *Peter Hele. Sie erfinden von Tag zu Tag feinere Gegenstände. Peter Hele z.B., jetzt noch ein junger Mann, stellt Geräte her, die selbst die gelehrtesten Mathematiker bewundern. Aus wenig Eisen nämlich fertigt er Uhren mit sehr vielen Rädchen an, die ohne ein Gewicht, wohin man sie auch dreht, 40 Stunden anzeigen und schlagen, auch wenn man sie an der Brust oder in einem Täschchen aufbewahrt.*

1516–1524: Peter Henleins älterer Bruder, der Messerschmiedemeister (seit 1496) Hermann Henlein, begeht einen Mord an einem Bettelmädchen, der nach jahrelanger Flucht durch seine Hinrichtung in Augsburg gesühnt wird. Durch fragwürdige Versuche, seinen Bruder zu retten, wird Peter Henlein in die Affäre mit hineingezogen.

1521–1523: Nach Ausweis der Stadtrechnungen verschenkt der Nürnberger Rat dreimal an wichtige auswärtige Politiker und Spitzenbeamte „selbstgehende Uhren“, ohne dass der Uhrmacher angegeben würde. Drei weitere Male (1522–1525) kauft der Rat selbstgehende Uhren von Peter Henlein, ohne dass der Zweck des Kaufs genannt wird. Danach verschenkt der Rat nur noch zweimal (1529, 1541) besonders kostbare Uhren – vermutlich hatten normale selbstgehende Uhren ihren Wert als Neuheit inzwischen schon verloren.

1529: Im Auftrag des Zeugmeisters Martin Pfinzing soll Peter Henlein eine von dem illegal nach Straßburg gegangenen Simon Schulmeister unterschlagene Kupferkugel wieder beschaffen.

Das Barfüßerkloster, in dem Henlein nach dem Totschlag Zuflucht fand. Ist dies der Ort der Erfindung? Kupferstich von J. A. Bömer, um 1700. (StadtAN E 13/II Nr. G 98)



Johannes Cochlaeus, der 1511/12 als erster die Erfindung Peter Henleins erwähnt hat. Kupferstich, um 1720. (StadtAN A 7/I Nr. 401)

1535: Auftrag zum Zurichten der Uhr in der Rathauskanzlei.

1541: Auftrag zur Konstruktion einer Großuhr für das Landpflegschafts Schloss Lichtenau.

1542 Juni 4 – September 14 (wohl Ende August): Tod Peter Henleins. Da in der Quelle, dem Totengeläutbuch St. Sebald, die für das Totenläuten erfolgten Zahlungen immer nur quartalsweise zusammengefasst datiert werden, ist ein genaueres Todesdatum nicht angebar.

Die Frage des Geburtsjahrs

Das Datum ist unbekannt. Zwei Thesen stehen sich gegenüber:

These 1: 1479/80 (so die traditionelle Forschungsansicht),

These 2: um 1485 (erstmal 1950 formuliert und Auslöser der Kontroverse von 1979/80).

Die beiden einzigen Anhaltspunkte zur Entscheidung dieser Frage sind das Jahr der Meisterwerdung (1509) und der Text des Cochlaeus. Die in der (erst viel später erlassenen) Handwerksordnung der Schlosser vorgeschriebene dreijährige Lehrzeit und drei- bis vierjährige Gesellenzeit waren eine Mindestanforderung; das tatsächliche jahrhundertelange Durchschnittsalter der Meistersprechung war ein Lebensalter von etwas über 30 Jahren mit starken individuellen Abweichungen (5 Jahre mehr oder weniger waren durchaus normal). Ob bei Henlein eine frühe oder späte Meisterwerdung anzunehmen ist, kann nur nach Plausibilitätsüberlegungen entschieden werden. Gegen eine frühe Meisterwerdung Henleins spricht seine langwierige Totschlagsaffäre,

dafür die allerdings interpretationsfähige Angabe des Cochlaeus von 1511, er sei noch „ein junger Mann“ (*juvenis adhuc admodum*). Die Frage muss also offenbleiben.

Der Zeitpunkt der Erfindung (und die Rolle der Barfüßer)

Auch der Zeitpunkt der Erfindung ist unbekannt. Klar ist, dass es vor 1511/12 gewesen sein muss, der Datierung bzw. dem Erscheinungsjahr des Cochlaeus-Textes. Unklar ist, ob Henlein seine Erfindung erst als Meister, also nach dem 16. November 1509, oder schon als Geselle gemacht hat. Wieder sind nur Plausibilitätsüberlegungen möglich, und wieder sind hierbei viele Aspekte wichtig, über die wir zu wenig wissen. Als Meister hätte er die Möglichkeit und Motivation für Experimente gehabt, aber auch schon als Geselle? Arbeitete er in seiner Gesellenzeit als „Knecht“ in der Werkstatt eines Meisters (dann wohl eher nicht) oder als Stückwerker (entspricht etwa einem heutigen scheinselfständigen Zulieferer)? Dann vielleicht ja – aber spielte das Stückwerken im Nürnberger Schlosserhandwerk um 1500 überhaupt eine Rolle? Oder machte Henlein seine Erfindung bereits während seiner Asylzeit im Barfüßerkloster?

Unklar ist auch die Rolle der Barfüßermönche, denen manchmal eine große, wenngleich unklare Bedeutung für seine Erfindung zugeschrieben wird. Lebte Henlein während seines Asyls ständig im Barfüßerkloster oder nur zeitweilig? Konnte er dort frei experimentieren, oder war er anderweitig eingespannt? Waren die Barfüßermönche (als potentielle Ideengeber) dem Nürnberger Schlosserhandwerk tatsächlich an mechanischer Geschicklichkeit oder Kenntnissen überlegen? Dass im Barfüßerkloster die mechanischen Künste gepflegt wurden, ist nachweisbar: 1497 ließ Kaiser Maximilian die *hore oder wecken* (Weckeruhr), die er auf der Nürnberger Burg hatte, zur Reparatur (*machen zu lassen*) ins Nürnberger Barfüßerkloster geben; zwei Mönche waren namhafte Orgelbauer, einer fertigte ein Astrolabium. Wenn die Barfüßer aber tatsächlich über ein überlegenes technisches Wissen verfügten, hätten sie dieses dann ausgerechnet an einen flüchtigen Totschläger weitergegeben, anstatt es selbst zu nutzen? Und wenn sie es taten: Welches Licht würde es auf Henleins erfindarisches Genie werfen, wenn er seine wichtigsten Anregungen

von der angeblich so fortschrittsfeindlichen Kirche erhalten hätte?

Vor einiger Zeit ist in einer Privatsammlung eine Bisamapfeluhr aufgetaucht, die laut Gravur von Peter Henlein und aus dem Jahr 1505 stammen soll. Wenn dies stimmt – und der Nürnberger Uhrenhistoriker Ludwig Engelhardt ist überzeugt von ihrer Echtheit – dann wäre dies das älteste, eindeutig bestimm- und datierbare Exemplar der Erfindung Peter Henleins. Noch scheint die Entdeckung nicht allgemein akzeptiert zu sein. Dies könnte an ihrer relativen Neuheit liegen oder daran, dass die schwere Zugänglichkeit in einer Privatsammlung eine Überprüfung von dritter Seite erschwert. Man darf auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

Was genau hat Henlein erfunden?

Der Federantrieb war es nicht, dieser wurde bereits im frühen 15. Jahrhundert in Italien erfunden.

Dass Peter Henlein als erster Schweinsborsten für den Gangregler (nicht für die Hemmung, wie manchmal gesagt wird!) verwendet habe, ist nicht nachweisbar, aber auch nicht zu widerlegen. Es waren natürlich keine ganzen Borsten, die er in seine kleinen Uhren einbaute, sondern nur kurze Stücke davon.

Neu sind vermutlich die „Miniaturisierung“ des Uhrwerks und sein Einbau in die (damals weit verbreiteten) Bisamäpfel. Allerdings: Auch in der Miniaturisierung waren in Italien und Frankreich bereits zuvor Fortschritte gelungen.

Vielleicht war es auch die Genauigkeit der Uhr, obwohl sie manche Stöße und Bewegungen erdulden musste. Die von Cochlaeus berichtete Laufzeit von 40 Stunden ist dagegen eher unwahrscheinlich – die oben erwähnte Bisamapfeluhr im Privatbesitz soll 13 Stunden laufen. Wie genau sind eigentlich die Angaben Cochlaeus'?

Form und Aussehen der Uhren Henleins

Cochlaeus beschreibt Henleins Uhren 1511 als bewundernswerte neue Erfindung, als *aus wenig Eisen* (also klein), mit sehr vielen Rädchen, die ohne ein Gewicht in jeder Stellung laufen (d. h. durch Federzug getrieben sind) und an der Brust oder in einem Täschchen getragen werden können. Zu ihrer Form sagt er nichts.

Eine Stadtrechnung vom 11. Januar 1524 beschreibt sie als *vergulten pysn Apfel für all Ding mit einem Oaiologium*. Auch Johann Neudörfer berichtet 1547, Henlein sei einer der allerersten gewesen, die kleine Uhren in Bisamköpfe einbauten. „Bisamäpfel“ oder „Bisamköpfe“ waren durchbrochene Metallkugeln von ca. 5 cm Durchmesser für die Aufnahme von Riechstoffen wie Bisam, die in einem Taschenbeutel oder als Anhänger an einer Halskette getragen wurden. Diese Bisamköpfe wurden von Henlein als Gehäuse für seine Uhren genutzt. Für die Riechstoffe war dann natürlich kein Platz mehr – duftende Uhren gab es also nicht.

Ob Henlein seine tragbaren Uhren bereits vor 1524 in Bisamäpfel einbaute oder nicht, lässt sich nicht nachweisen. Es ist aber wahrscheinlich, denn die alternativ möglichen rechteckigen Uhren lassen sich ab 1509 nur als Tischuhren, die dosenförmigen Uhren ab 1525 ebenfalls nur als Tischuhren und erst ab 1545 als tragbare Halsuhren nachweisen.

Ob die dosenförmige Tisch- oder Reiseuhr des Germanischen Nationalmuseums (GNM) von Peter Henlein stammt, ist trotz der winzigen Gravur *P. Henle* darauf äußerst unsicher und wird vom GNM selbst bezweifelt; das Werk stammt wohl aus der Zeit kurz nach seinem Tod. Jedenfalls handelt es sich bei ihr nicht um die hier interessierende Erfindung Henleins.

Die manchmal mit Peter Henlein in Verbindung gebrachten, ebenso berühmten „Nürnberger Eier“ im Sinne von „in Nürnberg hergestellten ovalen (eierförmigen) Uhren“ tauchen erst im späten 16. Jahrhundert auf, also nach Henleins Tod. Ihre spätere Verbindung mit ihm beruht auf der falschen Interpretation der für Henleins Uhren gebrauchten Worte „orlein, oerlein“ als „Eierlein“; sie sind aber volkssprachliche Ableitungen aus dem lateinischen „horologium“ (Zeitmesser jeder Art).

Fazit

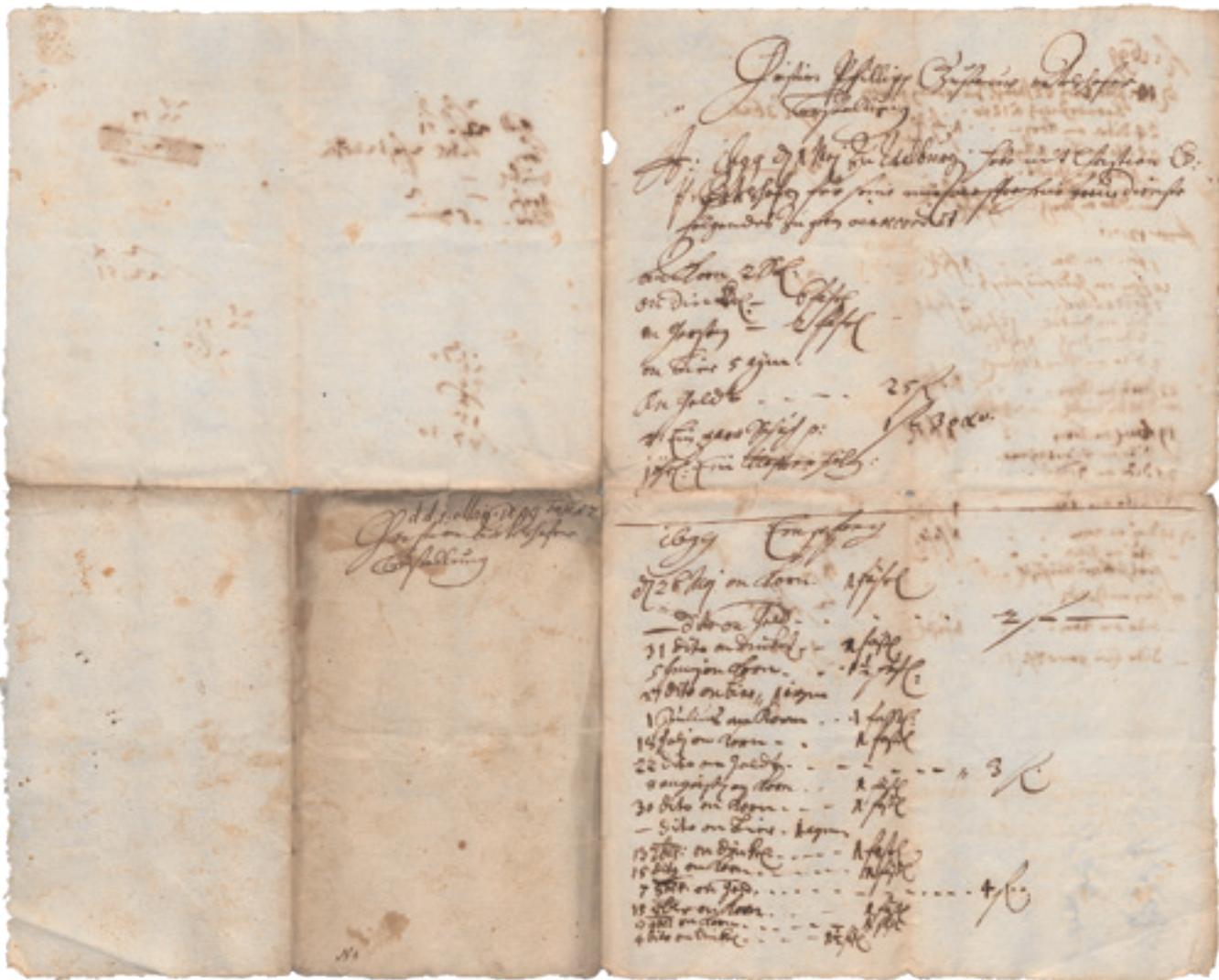
Verschlafen hat die Stadt Nürnberg die „Jubiläen“ nicht. Durch das Fehlen fester Daten sperrt sich Peter Henlein gegen klare Jubiläen und damit gegen unsere an diesen fixierte Eventkultur. Umso wichtiger erscheint ein anderer Zugang zu ihm: die ernsthafte Forschung. Wenn die bisherigen Streitigkeiten zu dieser Einsicht führen, dann sind sie nicht umsonst gewesen.

Michael Diefenbacher:

Schätze aus dem Stadtarchiv:

Integration um 1700:

Bestellungen des Brauereiverwalters Christian Gustav Philipp Artelshöfer (Stadtarchiv Nürnberg E 49/II Nr. 1321)



Vorder- und Rückseite (Seite 42 und 43) der Bestellsurkunde des Bierbrauers Christian Gustav Philipp Artelshöfer. (StadtAN E 49/II Nr. 1321)

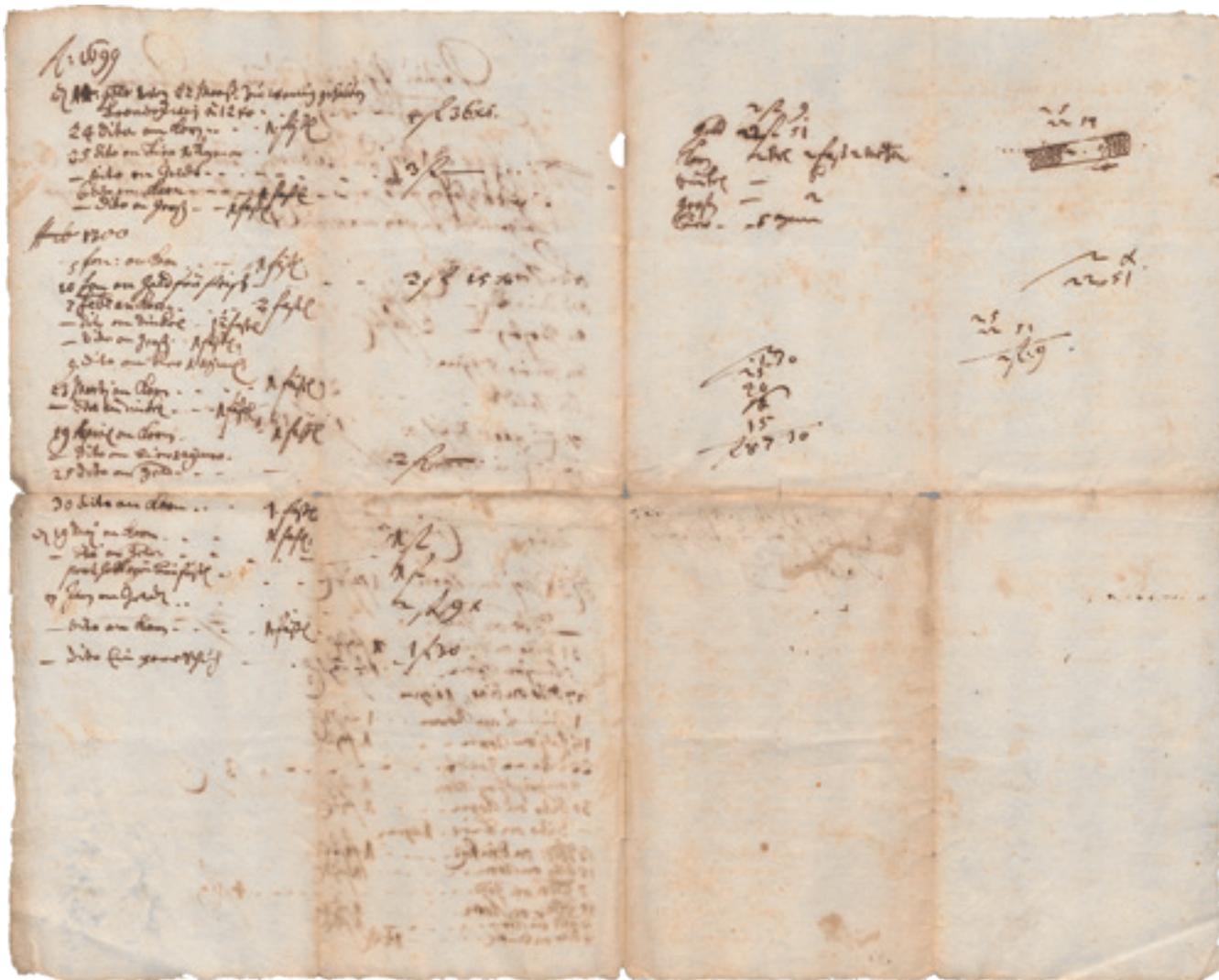
Das Zusammenleben mit Minderheiten und deren Integration in die Mehrheitsgesellschaft sind derzeit gesellschaftspolitische Tagesthemen. Die Reihe „Schätze aus dem Stadtarchiv“ belegt deshalb ein historisches Beispiel von Integration, das sich erst durch eine intensivere Auseinandersetzung mit der präsentierten Quelle erschließt.

Die Quelle:

Im Archiv der Patrizierfamilie Holzschuher, das seit 2002 im Stadtarchiv Nürnberg hinterlegt ist, widmet sich – soweit der derzeitige Erschließungsstand – ein Konvolut von 15 Akten der Brauerei in Artelshofen (StadtAN E 49/II Nr. 1316–1330). 1538/39 hatte der damalige Besitzer Hans Ebner (1482–1553) das Braurecht in Artelshofen gegen die Einwände

der Städte und Nürnberger Pflegämter Hersbruck und Velden durchsetzen können (StadtAN E 49/II Nr. 1316). 1659 verteidigte Gustav Philipp Tetzl (1632–1696) – die Tetzl hatten Artelshofen 1626 gekauft – das Braurecht erfolgreich (StadtAN E 49/II Nr. 1317). 1699 schließlich wurde Christian Gustav Philipp Artelshöfer als Brauereiverwalter bestellt (StadtAN E 49/II Nr. 1321). Der Akt mit insgesamt neun Produkten bezeichnet Artelshöfer

Wer war nun Christian Gustav Philipp Artelshöfer, der zu Walpurgis (1. Mai) 1699 erstmals als Brauereiverwalter in Artelshofen eingesetzt wurde? Aus den Kirchenbüchern der Nachbargemeinde Vorra, ebenfalls im Besitz der Tetzl, geht hervor, dass er ein gebürtiger Türke war und am 2. Juni 1689 in der Kirche in Vorra evangelisch getauft wurde. Sein türkischer Name ist leider nicht überliefert, seine Eltern waren Sinan Retschepalli (wohl:



kein einziges Mal als „Bauer“, belegt aber die Zuteilung von Korn, Dinkel und Gerste sowie von Holz. Außerdem erhält er 5 Eimer Bier und anfangs 25 Gulden, später 20 und zuletzt 6 Gulden Jahresgehalt. Er hatte wohl als Brauereiverwalter nicht sonderlich reüssiert, was zu den Kürzungen in seinem Jahresgehalt geführt hatte.

Recep Ali), Schneider zu Groß-Zara, und Hebi-be. Der in Groß-Zara (wohl Groß-Saros, ungarisch Nagy Sáros in Oberungarn, das heutige Vel'ky Šariš in der Ostslowakei) Geborene war im Türkenkrieg bei der Belagerung von Ofen 1686 gefangen genommen und Gustav Philipp Tetzl, dem Besitzer von Artelshofen und Vorra, geschenkt worden. Dieser und sein Sohn Gustav Georg (1660–1728), dem sein Vater 1689

den Tetzelschen Besitz zu Vorra überschrieben hatte, traten als Artelshöfers Taufpaten auf. Dessen erster Vorname deutet auf die Konversion vom Islam zum Christentum hin, die beiden weiteren Vornamen sind diejenigen des Vornehmeren seiner Taufpaten.

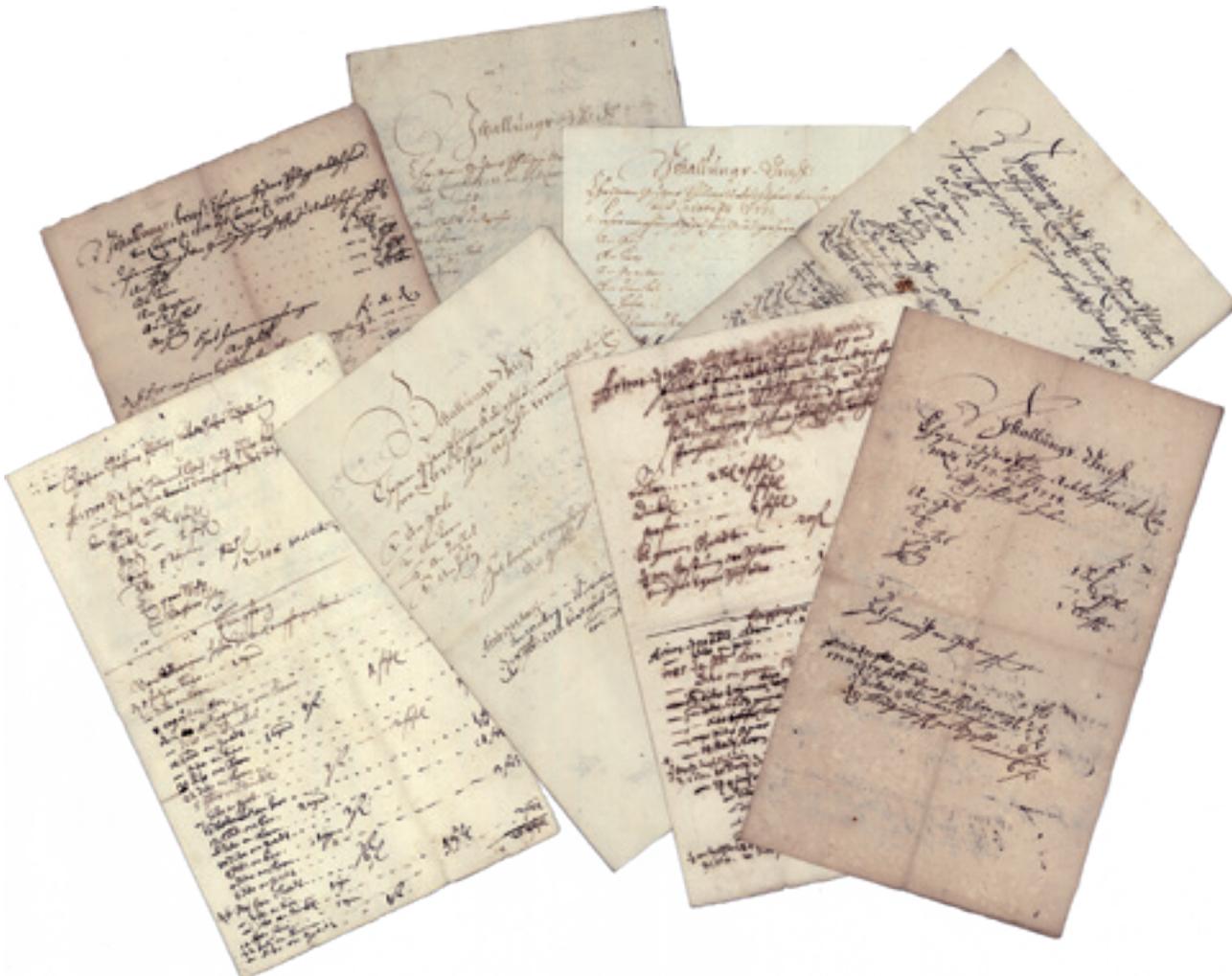
Türkentaufen und die damit herbeigeführte Assimilierung in das christliche Umfeld waren keine Seltenheit. Sie beginnen mit der türkischen Niederlage in der Seeschlacht bei Lepanto 1571, kulminieren in Folge des Großen Türkenkriegs zwischen 1683 und 1690 und flauen nach der Wende zum 18. Jahrhundert ab.

Auch Christian Gustav Philipp Artelshöfer assimilierte sich sehr schnell. Bereits zehn Jahre nach der Taufe wurde er Brauereiverwalter in Artelshofen, ein Gewerbe, das er bis zu seinem Tode 1716 ausübte. Zugleich war er für Fischerei und Vogelfang zuständig und hielt

sich Schafe (StadtAN E 49/II Nr. 1321). Als 1702 im Spanischen Erbfolgekrieg, in dem das Kurfürstentum Bayern auf der Seite Frankreichs stehend den Fränkischen Reichskreis bedrängte, das reichsstädtische Pflegamt Hersbruck die wehrfähigen Männer in Artelshofen bewaffnete, erhielt selbstverständlich auch der gebürtige Türke Artelshöfer, der im unteren Dorf wohnte, eine Muskete (StadtAN E 49/II Nr. 1549).

1701 wird erstmals Artelshöfers Frau Anna erwähnt, eine Wirtstochter aus Artelshofen, die nach seinem Tod sein halbes Jahresgehalt (3 Gulden) gnadenhalber weiterbeziehen durfte. 1718 wurde sie Köchin im Siechkobel St. Peter, 1727 händigte man ihrem Sohn Hans ihren Abschied aus (StadtAN D 7 Sch. X Nr. 101 und 105). Anna fand also ein Auskommen als Witwe in einer der Nürnberger Sozialeinrichtungen.

*Bestellungen des Bierbrauers
Christian Gustav Philipp
Artelshöfer 1699–1717.
(StadtAN E 49/II Nr. 1321)*



Horst-Dieter Beyerstedt:

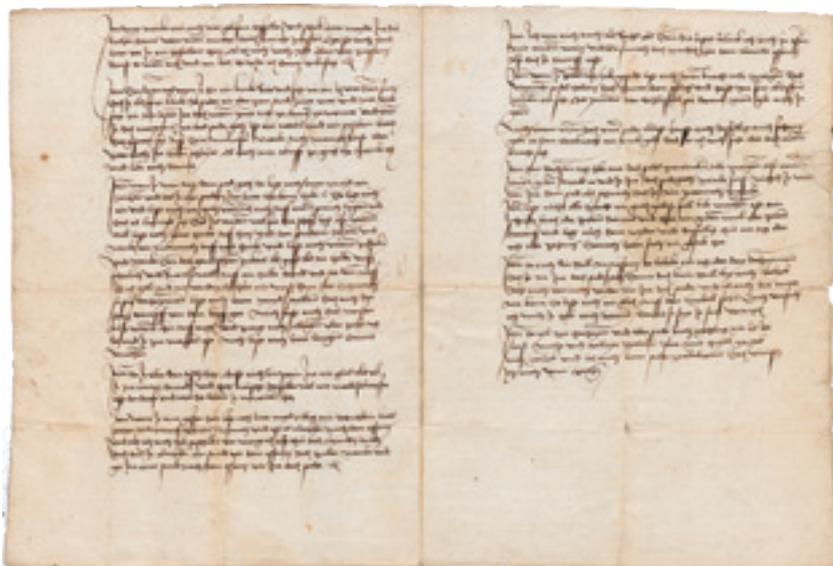
Fast wie im alten Rom: Nürnberg's Badeleben in reichsstädtischer Zeit

Es gehört zu den unausrottbaren Gewissheiten über die Geschichte: Im Gegensatz zum alten Rom mit seinem luxuriösen Badeleben waren die Menschen im Mittelalter wasserscheu und gingen nicht ins Bad. Nichts könnte falscher sein! Im Mittelalter und bis in die Renaissance hinein blühte das Badeleben in unseren Städten; erst mit dem Beginn der Neuzeit kam es weitgehend zum Erliegen.

Richtig ist, dass die meisten Menschen auf eine Badewanne in der eigenen Wohnung verzichten mussten. Fließendes Wasser war die Ausnahme, und wer will seine Wanne schon Eimer für Eimer mit Wasser vom nächstgelegenen Ziehbrunnen füllen? Umso eifriger besuchte man die öffentlichen Badehäuser, die in großer Zahl bereitstanden und ihre Kundschaft mit erstaunlich vielfältigen Angeboten verwöhnen konnten.

Bassins oder Wannebäder meist für zwei Personen, bei denen die Wannens mit Brettern abgedeckt wurden, waren das Standardangebot. Schwitzbäder in besonderen Räumen, zu denen die Badenden manchmal mit Handtüchern umwickelt wurden, können als Vorläufer unserer Sauna gelten. Der Förderung der Durchblutung dienten Massagen oder das Schlagen mit Zweigbüscheln. Frauen und Männer badeten bis in die Renaissance hinein häufig gemeinsam, trugen dann aber – man war ja christlich-tugendhaft – lange Badekleidung, die so genannten Badehemden. Den Ruf, Orte der Unzucht zu sein, tragen die Badestuben des Mittelalters zu Unrecht; es waren wohl nur bestimmte Etablissements, die sich in dieser Hinsicht hervortaten und damit ihre eigene Klientel anlockten.

Erstaunlich umfangreich waren die Zusatzangebote rund um das Baden herum, die aus den Badestuben nicht nur Orte der Hygiene, sondern geradezu Gesundheits- und Wellnesszentren machten. An erster Stelle im medizinischen Angebot stand der Aderlass, das Abzapfen von Blut. Er galt im Mittelalter aufgrund der vorherrschenden medizinischen Säftetheorie (Gesundheit als Gleichgewicht unterschiedlicher Körpersäfte, Krankheit als Störung dieses Gleichgewichts) nahezu als Universalheilmittel und blieb bis weit in die Neuzeit hinein eine gerne angewandte medizinische Behandlungsart. Mit besonderen, hakenförmigen „Lasseisen“ wurden dem Kunden hierbei an bestimmten Stellen die Adern geöffnet, um durch die Entnahme überflüssigen Blutes die Harmonie der Körpersäfte wieder herzustellen. Aber auch das Richten und Bandagieren von Knochenbrüchen oder das Ziehen von Zähnen gehörten oft zum Angebot. Wir dürfen uns den Besuch im Badehaus nicht immer angenehm vorstellen! Reichhaltig war auch der kosmetische Service mit Haarschneiden, Bartstutzen, Nägelschneiden und ähnlichen Leistungen. Natürlich wurde auch für Entspannung und Unterhaltung gesorgt. Musikbegleitung sowie wohl-



Anweisungen und Ratschläge für eine weibliche Person zur Durchführung einer Badekur, Anfang 16. Jahrhundert. Im Mittelpunkt stehen der Konsum bestimmter Weine und Kräutermischungen sowie Zeitpunkt, Dauer und Temperatur der Bäder. (StadtAN E 29/II Nr. 1769)

dungen aus einem Werbeprospekt des Ludwigsbades als Ersatz dienen – Verbunden mit der Warnung, die Verhältnisse seines Erscheinungsjahres 1892 nicht unbesehen auf die reichsstädtische Zeit zurück zu übertragen.

Die beste Badezeit war von Anfang Mai bis Ende Juni. Dass der Besuch einer Badestube kein gelegentliches, sondern ein durchaus häufiges Vergnügen der Nürnberger beiderlei Geschlechtes war, zeigt sich daran, dass zumindest im 18. Jahrhundert die meisten Kunden Verträge für ein Viertel- oder ganzes Jahr abschlossen und die Bader den größten Teil ihrer Einnahmen eben aus diesen Stammkunden bezogen. Trotz des durchaus gehobenen, ja luxuriösen Angebots war das Baden kein Privileg der Wohlhabenden. Ganz im Gegenteil hatten auch die Handwerksgesellen ihren festen Badetag, und in manchen Handwerken war es üblich, dass das ganze Handwerk gemeinsam seinen Badegang machte. Sogar für die Armen war gesorgt: Mit der Stiftung von „Seelbädern“, einer besonderen Form religiös motivierter Sozialstiftungen, ermöglichten reiche Erblasser

schmeckende Speisen und Getränke waren Begleiter des Bades. Man ging eben nicht nur ins Bad, um seinen Körper zu waschen, sondern man traf sich, um sich verwöhnen zu lassen und in angenehmer Gesellschaft wohl zu fühlen. Die Getränke werden wohl oft genug aus Alkoholika bestanden haben – in Verbindung mit dem ausgelassenen Amüsierbetrieb des Badelebens eine brisante Mischung! Immer wieder musste sich der Rat mit Streit, Prügeleien und sogar Totschlag in Badestuben beschäftigen, und so entschloss er sich 1598 nach einer Serie von „Hadereien“ im Wildbad, dort ein oder zwei Muntattafeln anzubringen, es also als eine Zone erhöhten Rechtsschutzes auszuweisen, in der Gewalttätigkeiten besonders streng bestraft wurden. Auch die Hallerwiese, ebenfalls ein beliebtes Freizeitgelände, war als Muntatbereich besonders geschützt.

Leider sind Abbildungen der alten Nürnberger Bäder kaum überliefert, Innenansichten – sofern man nicht Dürers mit künstlerischer Freiheit gestaltetes „Männerbad“ und „Frauenbad“ als solche ansehen will – gar nicht. Erst aus dem 19. Jahrhundert sind einschlägige Abbildungen aus Nürnberg überliefert. Mangels älteren Materials mögen zwei Abbil-



des Spätmittelalters auch ihren ärmeren Mitbürgern den zumindest gelegentlichen Besuch einer Badestube. Die Gegenleistung: Beten für das Seelenheil des Wohltäters.

Die Tätigkeit eines Baders verlangte also eine Vielzahl von Berufskennntnissen und brachte eine nicht unerhebliche Verantwortung mit sich. Dementsprechend anspruchsvoll waren Qualifikationsanforderungen und Berufsausbildung des Handwerks. Die Lehrzeit der Bader betrug drei, die Gesellenzeit mindestens sieben Jahre; durch eine Zusatzausbildung mit Prüfung vor dem „Collegium Medicum“ konnten die Bader wie auch die Barbieri sich zu Wundärzten (Chirurgen) weiterqualifizieren. Organisatorisch waren die Bader ein streng reglementiertes Handwerk und mit den Barbieren zu einem Handwerksverband zusammengeschlossen; Vorgeher des Verbandes waren drei Bader und vier Barbieri. Die zahlreichen Überschneidungen der Tätigkeitsbereiche führten jedoch zu nicht enden wollenden Streitigkeiten zwischen beiden Handwerken.

In dieses fröhlich-gesunde Badeleben brach gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Syphilis ein. Eine furchtbare Krankheit: Plötzlich aufgetaucht wie aus dem Nichts, allgegenwärtig, hochansteckend und weit bösartiger als heute; den ganzen Körper bedeckte sie mit Ausschlag und führte innerhalb weniger Jahre zum Tode. Erst nach 50 Jahren hat sich diese neue Krankheit auf ihren heutigen Verlauf abgeschwächt. Schnell waren die Badestuben als ein wichtiger Übertragungsweg ausgemacht, und schon 1496 sah sich der Rat zum Eingreifen veranlasst:

Überblick über Ausstattung und Leistungen des Ludwigsbades am Weißen Turm. Abbildung aus einer Werbebroschüre von 1892. (StadtANA A 25 Nr. 526)

Einzelne Angebote des Ludwigsbades: Dampfdusche und Schwitzkasten, aus einer Werbebroschüre von 1892. (StadtANA A 25 Nr. 526)

möglichst viel Schweiß hervorzubringen, die Wasserabgabe bedeutend zu steigern und so die Hautthätigkeit anzuregen.

Schwitzkasten- und Dampf-Douche I. Classe.
Diese Bäder sind im grossen Dampfbad I. Classe mit eingerichtet.

Schwitzkasten- und Dampf-Douche II. Classe
sind im grossen Dampfbad II. Classe mit eingerichtet.

Auch diese Arten von Bädern erzielen die sichersten Heilerfolge bei Gicht-, Rheumatismus-, Hämorrhoidal-, Magen-, Drüsen-, Hüften-, Rückenschmerzen u. s. w., sowie bei allen Krankheiten, welche auf gestörter Blutcirculation beruhen.



Mandat gegen die Zulassung Syphiliskranker in Badestuben, 16.9.1569. (StadtAN A 6 Nr. 309)

Allen Badern bei einer Poen von zehn Gulden zu gebieten, dass sie darob und vor seien, damit die Menschen, die an der neuen Krankheit Malum Franzosen befleckt und krank sein, in ihren Bädern nicht gebadet, auch ihre Scheren und Lasseisen, ob [wenn] sie zu denselben kranken Menschen scheren und lassen gehen, die Eisen und Messer, so sie bei denselben kranken Menschen nutzen, danach in den Badstuben nicht mehr gebrauchen. Actum quarta post Martini.

Leichtfertige Aufnahme Syphiliskranker ins Bad ohne Rücksicht auf die Gefährdung der übrigen Badegäste sowie sträfliche Vernachlässigung der Reinhaltung von Badewasser, Scheren und Lasseisen,

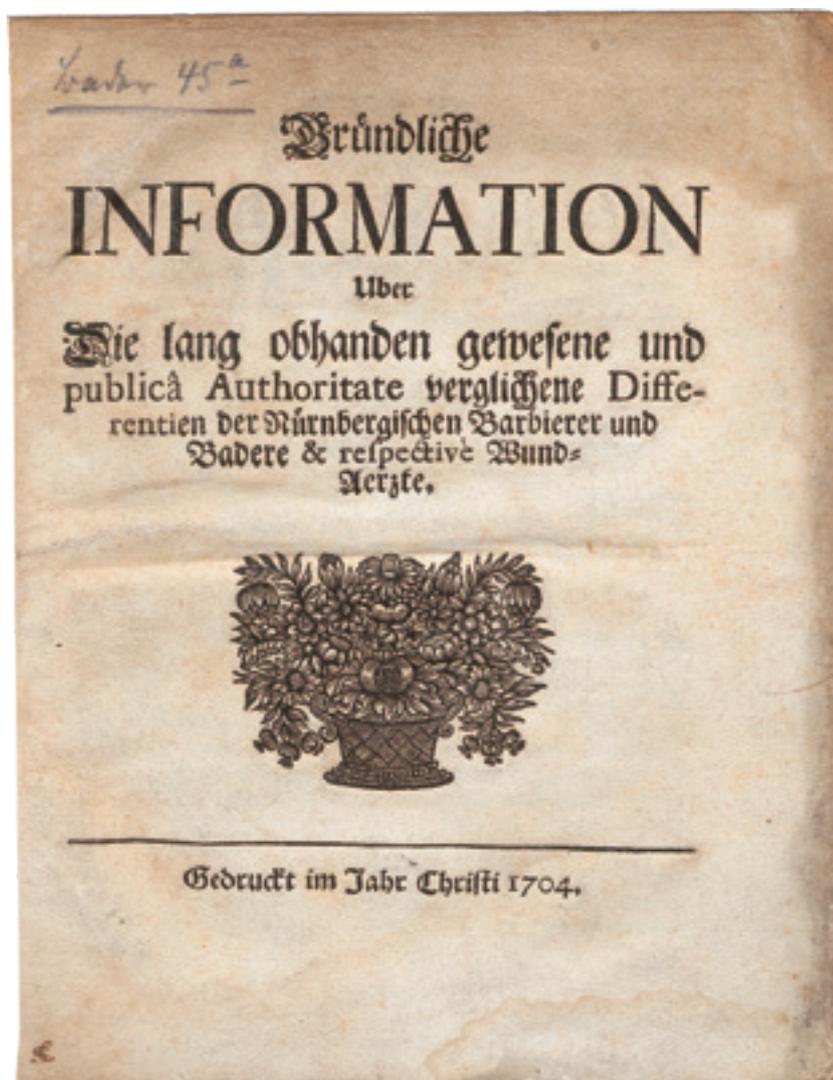
beides verursacht durch die Geldgier der Bader, die nicht auf die zusätzlichen Einnahmen durch kranke Badegäste verzichten wollten: Auf diese Formel brachte der Rat das Problem und suchte es durch Strafandrohung zu lösen. Den Badern wurde angedroht, die Behandlungskosten der durch ihre Schuld neu infizierten Badegäste selbst übernehmen zu müssen. Die Wirksamkeit dieser Maßnahme darf bezweifelt werden.

Für die Betreiber der Badestuben war die Ausbreitung der Syphilis eine Katastrophe. Aus Furcht vor Ansteckung ging der Badebetrieb im Verlauf des 17. Jahrhunderts immer mehr zurück und erlosch im frühen 18. Jahrhundert fast ganz; vielleicht spielte daneben auch die seit dem Dreißigjährigen Krieg deutlich gesunkene Einwohnerzahl und Kaufkraft der Nürnberger Bevölkerung eine Rolle. Und da ein Unglück selten allein kommt, verschärfte der Rat jetzt auch noch die Sicherheitsanforderungen an die Bäder: Um 1624 verlangte er von allen Badern und Bierbauern den Einbau von Steingewölben anstelle von Holzdecken – eine wegen der Feuergefahr und der Empfindlichkeit des Holzes gegenüber Schädigungen durch Wasserdampf sicher sehr begründete Forderung, die für die Bader aber neue Belastungen mit sich brachte. Und die Betriebskosten waren ohnehin schon hoch: Seife, Lichter, Wachs, Unschlitt und Holz kosteten ihren Preis; allein das für das Aufheizen des Wassers verbrannte Holz war – nach Selbstaussage der Bader in ihren häufigen Eingaben an den Rat – regelmäßig teurer als das eingenommene Badegeld. Badegeräte und die wegen der feuchtheißen Luft häufig nötigen Reparaturen am Haus erforderten nochmals hohe Ausgaben. Für immer längere Zeiten stellten die Bader ihren Badebetrieb ein, manchmal befeuerten sie ihre Kessel nur noch einen Tag in zwei Wochen, und manche Badestuben gaben ganz auf. Haupteinnahmequellen waren jetzt die Nebentätigkeiten der Bader in Chirurgie und Haarpflege – und hier war Ärger mit den Barbieren vorprogrammiert. Das „Nassscheren“ als Zusatzservice zum Baden – ja, das waren die Barbieri bereit anzuerkennen; das „Trockenscheren“ aber, die Haarpflege ohne gleichzeitigen Badebesuch, sahen sie als ihr eigenes Monopol an, und dieses verteidigten

sie mit Zähnen und Klauen. Je schmaler der zu verteilende Kuchen wurde, desto heftiger tobten die Verteilungskämpfe, und sie hielten für eineinhalb Jahrhunderte, von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, nicht nur den Rat, sondern auch die juristischen Fakultäten auswärtiger Universitäten und die höchsten Reichsgerichte in Atem. Ein klares Ergebnis wurde nicht erzielt.

Wie viele Bäder gab es in Nürnberg? In seinem Aufsatz über das alte Nürnberger Badewesen nennt August Jegel 16 Badestuben:

- Das Fuchsbad (auch „Höllensbad am Bischofshof“ genannt; Schlotfegergasse 16, heute zu Betzengäßchen 1) war 1544 wieder abgegangen.
- Das Prellen-, Pröllen- oder Brüllerbad (am Fischbach, Karolinenstraße 3) wurde vor 1625 aus dem Vorder- in das Hinterhaus dieses Anwesens transferiert und 1626 oder 1629 in den Unterwöhrd verlegt.
- Das Zotenbergbad (Dötschmannsplatzbad, Tucherstraße 2), das bis zur Vertreibung der Juden 1349 das erste Judenbad gewesen sein soll und vielleicht, falls sich eine Urkunde von 1288 tatsächlich hierauf beziehen lässt, das älteste Bad Nürnbergs ist. 1626 wird es aus Anlass einer offiziellen Inspektion als ein *abscheulich finsternes Bad* beschrieben, das gegenüber dem Nachbarhaus *gar unfreundlich tief liegt, so dass nicht einmal der gemeine Mann dort baden mag*. 1634 wurde das Zotenbergbad geschlossen.
- Das Huter- oder Sattlerbad (An der Fleischbrücke 2) wird 1479 als Bad genannt, ist aber schon 1648 wieder abgegangen.
- Das Bad in der Egidiengasse (Theresienstraße) ist nur aus einer Urkunde von 1509 bekannt. Es soll zwei Stuben mit je einem Kessel und eine Sonderwasserleitung besessen haben.
- Das Rosenbad bei dem goldenen Schilde (Brunnengässchen 15, heute Teil der Straßenfläche) soll neben dem Zotenbergbad das älteste der Nürnberger Bäder sein. Bemerkenswert ist hier das Bestehen des Rates auf der Unterhaltung unterirdischer Wasserleitungen als Abfluss.
- Das Strohsackbad am Fischbach (Karolinenstraße 55) wird als Bad erstmals 1397 genannt.



Streit der Bader und Barbierer über die Abgrenzung ihrer Handwerksbefugnisse. Titelblatt einer von den Barbieren veröffentlichten Dokumentation zum Prozessverlauf, 1704. (StadtAN E 5/2 Nr. 45a)

- Das Sandbad beim Schießgraben (etwa Am Sand 2/4), dessen Wasser durch ein Wasserrad aus der Pegnitz geschöpft wurde und das zwei Stuben von 100 bzw. 73 qm Fläche enthielt. Nachdem der Badebetrieb zunächst auf drei Tage in der Woche eingeschränkt worden war, wurde er 1641/42 ganz eingestellt, 1663 aber wieder aufgenommen.
- Das Sonnenbad (Judengasse 23) war nach seinem Hauszeichen benannt. Es war ein stattliches Haus: zweistöckig, ca. 20 Meter lang und hatte rechts und links des Eingangs je fünf Fenster; die Räume des Bades im Erdgeschoss umfassten zwei Stuben von 25 qm bzw. etwas kleiner, dazu weitere Kammern. Es ist seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar.
- Das Zachariasbad (Zacherlesbad, Karlstraße 9/Weintraubengasse 1/3) war nach der an die Wand gemalten Figur des Zacharias, des Vaters Johannes' des Täufers, benannt und wird 1479 als Bad genannt. Auch dieses Bad ist vorübergehend eingegangen.
- Das Fleischbank- oder Pfannenbad (auch: Neues Bad, Bad am Sand bei der Fleischbrücke; die alte, heute abgegangene Adresse Zwischen den Fleischbänken 1–3 lag etwas südlich der heutigen Winklerstraße 1) ist 1784 beim Hochwasser eingestürzt und wurde daraufhin ins Tuchgässchen verlegt. Es bestand schon in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts.
- Das Weißturmbad (später Ludwigsbad; die alte Adresse Breite Gasse 97 ist heute in das C&A-Gebäude einbezogen) wird erstmals 1466 als Bad genannt.
- Das Irrerbad (Irrerstraße 1, Weißgerbergasse 1) war schon 1327 vorhanden.
- Das Zeughausbad (Kartäuserklosterbad, Sondergäubad), Hallplatz 23.
- Das Unterwöhrdbad (vormals Neustubenbad), Untere Wörthstraße 2, das erstmals 1397 genannt wird.

Ein Sonderfall war das Wildbad auf der Hinteren Insel Schütt – ursprünglich ein Fachwerkbau, seit 1577/78 ein Steinbau etwa auf dem Platz des heutigen Hauptgebäudes der heutigen Volksschule Insel Schütt. Im Gegensatz zu allen anderen Nürnberger Badestuben, die nur normales Wasser anbieten konnten, handelte es sich beim Wildbad um eine Heilquelle; ihr Eisengehalt war so hoch, dass es Wannen und Badewäsche gelb färbte. Auch in Bezug auf Eigentumsform und Betriebsführung fiel das Wildbad aus dem Rahmen. Während die übrigen Bäder zumeist im Eigentum privater Hausbesitzer standen, die ihre Pächter eigenverantwortlich wirtschaften ließen, gehörte das Wildbad dem Rat, der den Pächter fast wie einen Angestellten behandelte und ihm detaillierte Vorschriften machte. Die Preise, die er im Wildbad verlangen durfte, wurden vom Rat vorgegeben und waren sozial gestaffelt; 50 % der Einnahmen erhielt der Pächter, 50 % das Zinsmeisteramt. Das Heilwasser durfte auch außer Haus verkauft werden, hier gehörte der Erlös dem Pächter allein. Neben seiner eigenen Tätigkeit im Wildbad war er auch verpflichtet, im Spital und in den Gefängnissen als Wundarzt tätig zu sein. Ein Kuriosum der Pachtbedingungen war, dass der Pächter die Badewannen des Wildbades zur Verfügung stellen musste, um die im Dutzendteich für die Ratsherren gefangenen Fische darin aufzubewahren. Auch für die Badegäste war die Kur im Wildbad durch „Badtafeln“ und „Zeitregister“ genauestens ärztlich geregelt, sie dauerte 14 Tage, für die Zeitpunkt und Dauer der Bäder jeweils genau vorgeschrieben waren. Auch hier war auch für das



Die Nürnberger Badestuben in reichsstädtischer Zeit. Grundlage: Grundriss (Ausschnitt) der Reichsstadt Nürnberg, Johann Baptist Homann 1732. (StadtAN A 4/IV Nr. 55)

1. Fuchsbad (Höllensbad)
2. Weißturmbad (Ludwigsbad)
3. Zeughausbad (Kartäuserklosterbad, Sondergäubad)
4. Prellenbad (Pröllenbad, Brüllerbad)
5. Strohsackbad
6. Unterwöhrdbad (Neustubenbad)
7. Huterbad (Sattlerbad)
8. Fleischbankbad

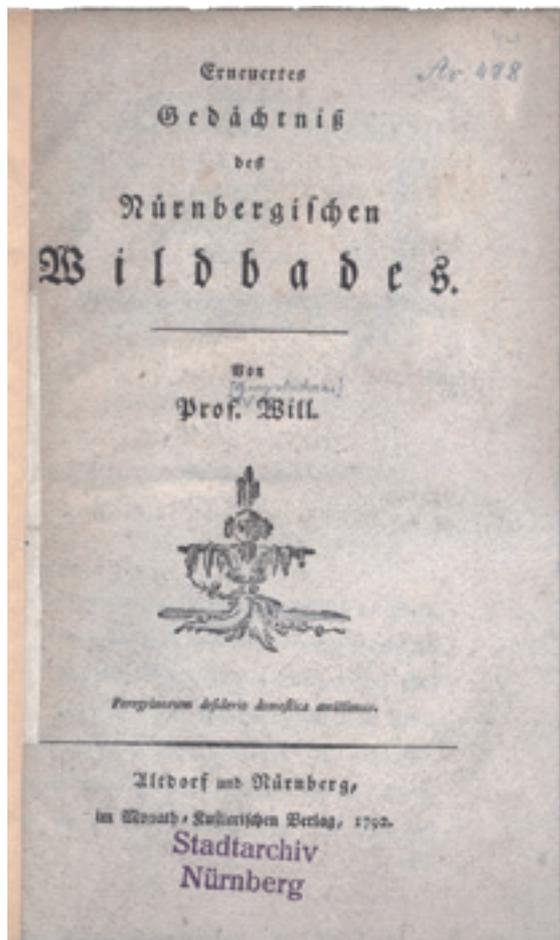
9. Zachariasbad
10. Irrerbad
11. Rosenbad
12. Zotenbergbad (Dötschmannsplatzbad)
13. Sonnenbad
14. Sandbad
15. Wildbad

Die Lage des Bades in der Egidiengasse ist nicht nachweisbar.

Das Wildbad (Badeanstalt Bromig) auf der hinteren Insel Schütt von Westen, Schauffassade des Neubaus von 1811. Foto (Ausschnitt) Ferdinand Schmidt, ohne Datum (1855–1919). (StadtAN A 47/II KS-131-6)



Titelblatt Georg Andreas Will: Erneueretes Gedächtniß des Nürnbergischen Wildbades, Altdorf 1792. (StadtAN Av 488.8°)



Wohlergehen der Armen gesorgt, es gab eine Stiftung für den Besuch des Wildbades oder auswärtiger Kurbäder. Das 18. Jahrhundert schließlich brachte mehrere Druckschriften, darunter eine des renommierten Altdorfer Professors Georg Andreas Will, hervor, um das Nürnberger Wildbad auch außerhalb der engeren Heimat bekannt zu machen. Für ein „Bad Nürnberg“ hat es dennoch nicht gereicht.

Es ist wohl kein Wunder, dass in Zeiten zunehmend knapper Kassen immer mehr insbesondere junge „Burschen“ die billigste Variante wählten: das wilde Baden im Freien, in Weihern, Teichen und in der Pegnitz außerhalb oder auch innerhalb der Stadt. In köstlichen Genreszenen stellt Delsenbach den Badebetrieb auf der Insel Schütt um 1700 dar. Der Blick – etwa von den heutigen Häusern Am Sand 2 oder Neue Gasse 34 aus – zeigt links die Kleine Insel Schütt und den von ihr zur Insel Schütt führenden Hohen Steg. Ohne jede Scheu ziehen sich die jungen Leute in aller Öffentlichkeit aus und steigen nackt (*gleichwie das unvernünftige Vieh*, stellt der Rat in einem Mandat empört fest) ins Wasser, direkt neben besagtes Vieh – aber immerhin oberhalb

desselben. Dass diese Zustände dem ordnungsliebenden Rat nicht gefallen konnten, liegt auf der Hand. Den zu befürchtenden Unglücksfällen und moralischen Ärgernissen suchte er durch Erlasse gegenzusteuern, die das Baden im Freien verbieten sollten. Um die Flucht der Missetäter zu verhindern, wurden die Polizeistreifen angewiesen, ihnen ihre am Ufer abgelegten Kleider wegzunehmen; Denunzianten wurde eine Belohnung versprochen. Schon die Häufigkeit dieser Mandate zeigt ihre Wirkungslosigkeit. Es ist bezeichnend, dass im Zuge des Bevölkerungswachstums und der Urbanisierung des 19. Jahrhunderts das mittelalterliche Bedürfnis nach öffentlichen Badegelegenheiten wieder erwachte. Diesmal waren es aber keine handwerklich privat betriebenen Badestuben, die dieses Bedürfnis erfüllten, sondern im Rahmen ihrer übrigen Infrastrukturmaßnahmen wollte die Stadt selbst ein großes öffentliches Bad errichten. Bereits 1877 sollte der „große Wurf“ eines Volksbades gelingen. Aber das ist Gegenstand des folgenden Artikels.

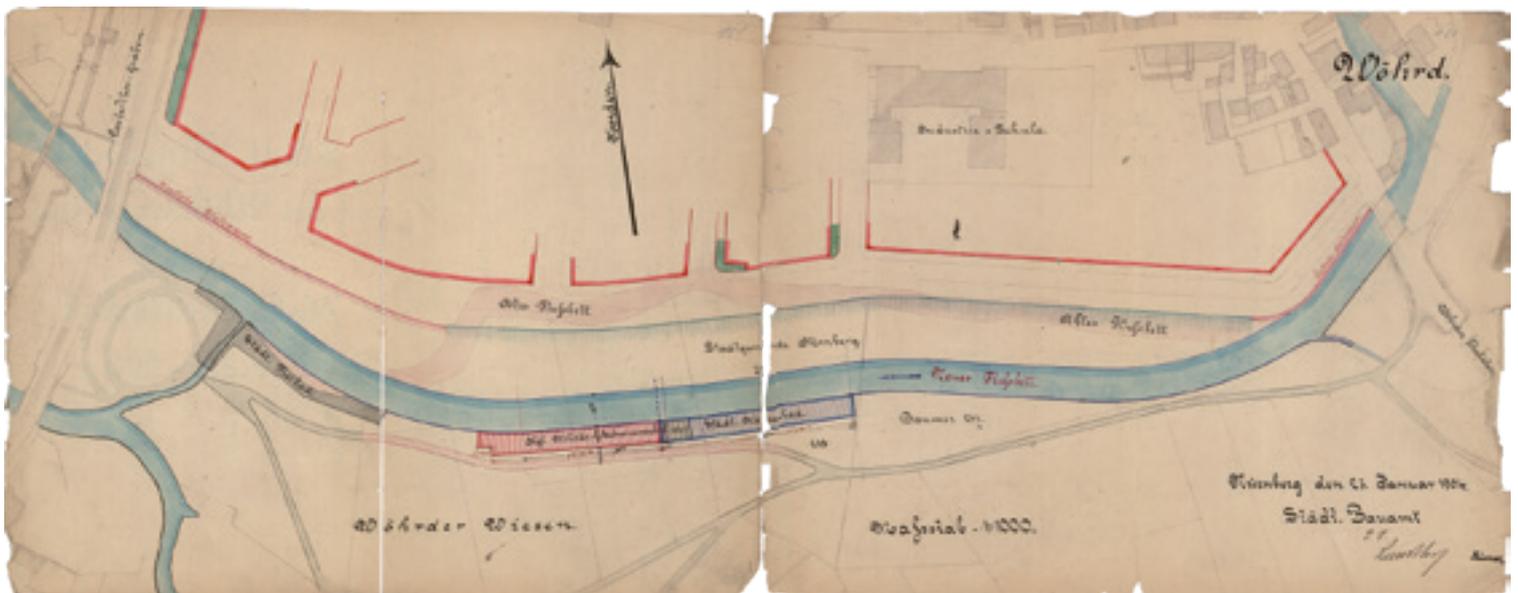


Badefreunden in der Pegnitz – gleich neben dem lieben Vieh. Blick vom Sand auf die Insel Schütt, Kupferstich von Johann Adam Delsenbach, 1719. (StadtAN A 7/II Nr. 13)

Martina Bauernfeind:

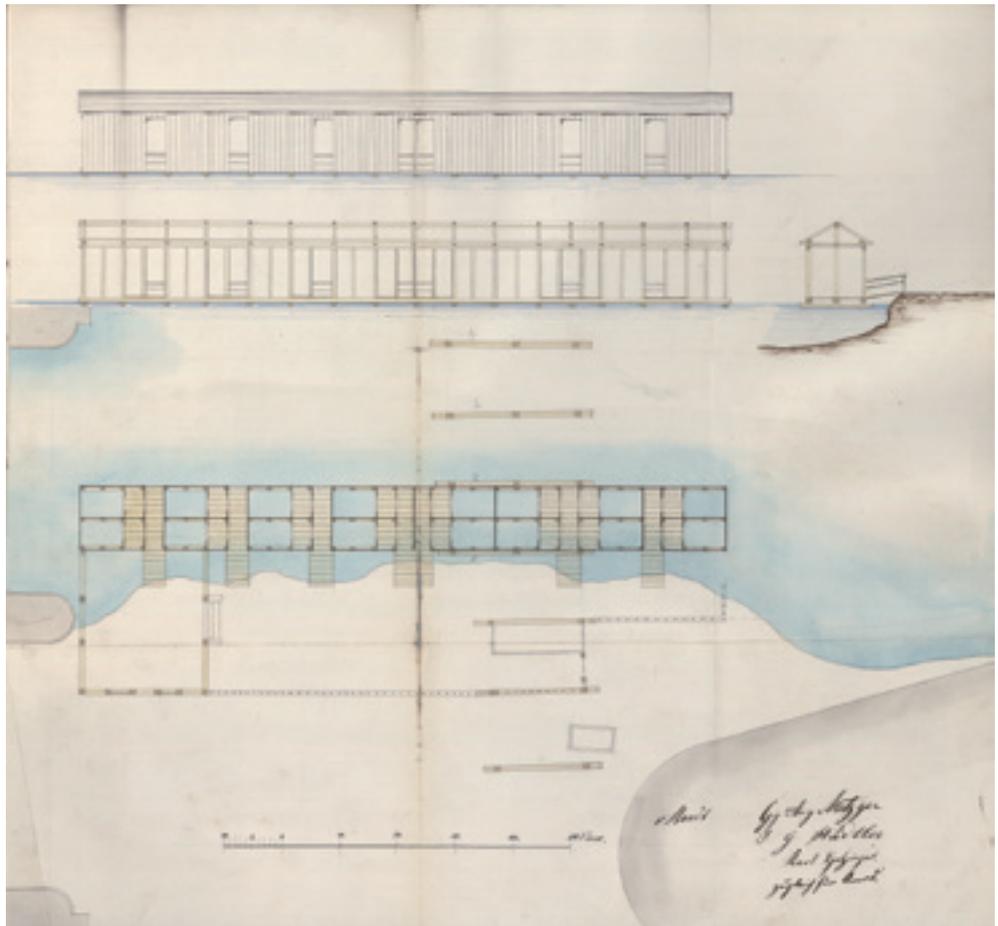
Marientorgraben 8 I: Bäderlandschaft am Fluss – das Nürnberger Volksbad- projekt von 1875

1875 gründeten Bürger unter dem prominenten Vorsitz des Ersten Bürgermeisters Otto Freiherr von Stromer ein „Comité für Errichtung eines neuen Bades in Nürnberg“. Das Projekt nach dem Vorbild des 1867 erbauten Aktienbades in Hannover war nicht allein eine Idee bürgerlichen Repräsentationsdranges und Mosaikstein der werdenden urbanen Infrastruktur im prosperierenden Nürnberg. Schon die Besetzung des Amtes des Komitee-Schriftführers mit dem praktischen Arzt und Gemeindebevollmächtigten Dr. Johann Theodor Gottfried Dietz wirft ein Schlaglicht auf den betont sozialreformerischen Ansatz des Bürgerengagements. Denn das Komitee legitimierte das der Stadtverwaltung anheimgestellte und aufwändige Bauvorhaben durch ein Gutachten des „Ärztlichen Lokalvereins“. Zum einen Standesvertretung, zum andern beratendes Gremium der Stadtverwaltung bei hygiene- und medizintechnischen Fragenstellungen, begrüßte der Verein, vertreten durch seinen Vorsitzenden Dr. Karl Göschel, die geplante Badeanstalt in Hinblick auf die Nürnberger Verhältnisse ausdrücklich.



Um 1900 unterhielten unterschiedliche Betreiber eine Reihe von Flussbädern auf der Würder Wiese, Plan 1904. (StadtAN C7/VIII Nr. 1237)

Sowohl zur körperlichen Ertüchtigung als auch zu Reinigungszwecken gab es in der Stadt in teils städtischer, teils privater Regie eine Reihe von öffentlichen Frei- und Naturbädern sowie Badeanstalten. Schwankende Witterungsbedingungen und Wassertemperaturen sowie eingeleitete Abwässer schränkten den Badebetrieb jedoch stark ein. Selbst im August glich etwa das Pegnitzwasser zuweilen einer Lehmbrühe von kaum 14 Grad, *in welcher zu baden keinen Menschen gelüftet*. Die Fluss- und Teichbäder waren von Mai bis Oktober geöffnet. Nur durchschnittlich zweimal im Monat überstieg die Wassertemperatur der Pegnitz die 16-Grad-



Marke. Etwas besser und konstanter erwärmte sich das Wasser des Dutzendteiches, wo ab 1872 Badehütten betrieben wurden. Am Rande der Stadt, weit entfernt von den Fabriken und Arbeiterquartieren gelegen, waren es vermutlich nur wenige *ermüdete Arbeiter*, die *nach Feierabend erst eine Stunde Weg bis zum Badeplatz* für ein Reinigungsbad im *stagnierenden Moorwasser* des schlammigen Dutzendteiches in Kauf nahmen.

Badehütten des von Karl Friedrich von Staudt betriebenen Frauenflussbades, Plan 1871. (StadtAN C7/I Nr. 8133)

Als der „Ärztliche Verein“ 1876 das Gutachten erstellte, hatte sich der Bereich am Pegnitzeinfluss zwischen Wöhrder Wiese und der Insel Schütt zu einem kleinen Bäderzentrum entwickelt: Am rechten Pegnitzeinfluss an der Wöhrder Wiese gab es ein Flussbad für Männer und eine Militärschwimmschule, der Bademeister Karl Friedrich von Staudt unterhielt Flussbäder am linken Pegnitzeinfluss an der Wöhrder Wiese sowie speziell für Frauen am linken Pegnitzeinfluss an der Agnesbrücke, und die Witwe Barbara Volk betrieb ein Flussbad am linken Pegnitzeinfluss an der Hadermühle. Eine lange Tradition als Badeplatz hatte die Hintere Insel Schütt. Hier lag auch das nach seinem derzeitigen Besitzer Johann Christoph Bromig benannte Wildbad auf der Hintere Insel Schütt 15. Bereits seit Mitte des 15. Jahrhunderts nachweisbar, war das ursprünglich hölzerne Badhaus 1577 durch ein Steinhaus mit 176 Wannen ersetzt worden.

Seit 1876 war das Wellenbad unterhalb der Wasserräder des städtischen Wasserwerks an der früheren Kammgarnspinnerei für Männer und Frauen geöffnet. In Hinblick auf die in die Pegnitz eingeleiteten Abwässer und Fäkalien lag das Flussbad am linken Pegnitz-

ausfluss bei der Deutschherrnwiese strategisch weitaus ungünstiger. Weitere Badeanstalten unterhielten die Witwe M. Sandmann im Vogelsgarten 19 sowie als Pächterin der städtischen Badeanstalt am Hallertor die Witwe Reg. Hellwig.

Weder hinsichtlich Anzahl noch Benutzbarkeit der Bäder reiche dieses Angebot aus, konstatierte der Ärztliche Verein in seinem Gutachten und plädierte für ein modernes Bad mit ganzjährig nutzbaren Schwimmbassins, mit in Hinblick auf Fabrikarbeiter erschwinglichen, komfortablen Wannensäubern sowie mit einer Auslegung gleichermaßen für Männer und Frauen.

Als möglichen Standort fasste das Komitee zunächst den Bereich vor dem Sterntor ins Auge, wo bereits im 16. Jahrhundert Grundwasserquellen erschlossen worden waren und bis 1867 das Blausternwerk Brunnen und Wasserleitungen der Stadt speiste. Bernhard Solger – städtischer Baurat im Ruhestand – winkte jedoch ab. Er zweifelte an der Ergiebigkeit des Sternwerks, dessen Quellen und Zuflüsse nicht *reichhaltig und verlässlich* genug seien. Zudem seien Engpässe wegen häufiger Bedarfsspitzen der Zeltnerischen Ultramarinfabrik und des städtischen Krankenhauses zu befürchten. Überdies senke die Bautätigkeit in den südlichen Vororten wie Glockenhof, Galgenhof, Tafelhof, Tafelfeld und Steinbühl den Grundwasserspiegel und beeinträchtige die Wasserqualität. Der am Sterntor in die Stadt eingeleitete Fischbach sei ohnedies in diesem Streckenabschnitt bereits stark verunreinigt. Und überhaupt fehle es dem Areal des ehemaligen Blausternzingers an den notwendigen Platzreserven.

Stattdessen favorisierte Solger in seinem Baugutachten *einen der Zwinger am Einflusse der Pegnitz in die Stadt*. Hier gäbe es einen unerschöpflichen Wasservorrat und die Anlage eines Flussbades wäre möglich. Die Wahl fiel auf das Areal zwischen linkem Pegnitzeinfluss und dem im Bau begriffenen Schulhaus gegenüber der Einfahrt in die Blumenstraße (Marienortgraben 12). Der für das neue Volksbad ins Visier genommene städtische Bauplatz daneben war 1875 durch die Einlegung der Stadtmauer an dieser Stelle geschaffen worden. Mit 150 Metern Länge und 42 Metern Breite übertraf er die Möglichkeiten des Sterndamms und schien in direkter Korrespondenz zur bürgerlich-eleganten Marienvorstadt ideal für die Errichtung einer modernen Badeanstalt. *Das Bad präsentirt sich dort jedem Promenirenden, kommt sonnig und frei zu liegen* und sei bequem zu erreichen, schwärmte Solger. Weder von Solger noch von den anderen Gutachern erwähnt wurde die Nähe des in Aussicht genommenen Standorts zur Industrievorstadt Wöhrd, wo eine Reihe von Firmen, allen voran die Maschinenfabriken Earnshaw & Comp. und Klett & Co., eine Vielzahl an Arbeitern beschäftigten. Bereits 1855 standen rund 1.300 Beschäftigte bei Friedrich Klett in Lohn und Brot.

Der Bauplatz war somit gefunden, und der Kaufmann und Hopfenhändler Ignaz Schnebel erarbeitete anhand eines Vergleichs mehrerer, als musterhaft geltender Badeanstalten die Grundlagen für eine Bauausschreibung. Der „Verein für öffentliche Gesundheitspflege“ hatte hierfür einschlägige Literatur zu Bädern in Liverpool, Leicester, London, Glasgow, Dundee, Manchester, Paris, Brüssel, Berlin, Hannover und Hamburg beschafft. Der Großteil der Werke lag in englischer oder französischer Sprache vor – also muss Schnebel neben Zeit und Akribie auch die nötigen Sprachkenntnisse in seine Studien

Die Einlegung der Stadtmauer am Marientorgraben

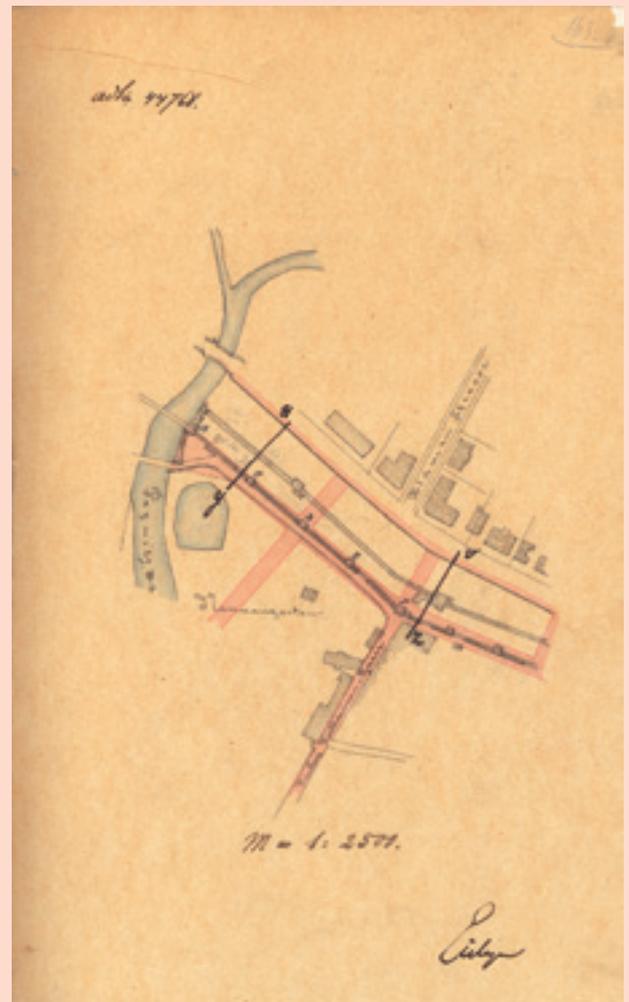
(aus den Beständen StadtAN C 7/I Nr. 3392 und C 7/VIII Nr. 3486, 3492, 4816
zusammengestellt von Bernd Schneider)



Im Zuge der Entfestigungsmaßnahmen des ehemaligen Waffenplatzes Nürnberg erteilte die Kgl. Regierung von Mittelfranken im April 1875 die Erlaubnis zur Einlegung der Stadtmauerstrecke und Auffüllung des Stadtgrabens zwischen dem südlichen Pegnitzfluss und dem 1859 errichteten Marientor. Während den Mietern des so genannten Schaffraneck-Zwingers gekündigt wurde und die Abbrucharbeiten dort im September 1875 begannen, erfolgte noch einmal die Vermietung des Turmes Blau B. Die Kennzeichnung der Türme stammte aus reichsstädtischer Zeit und entsprach der damals üblichen Kombination aus Litterierung und Farbgebung.

Im April 1876 waren die Mauertürme Blau E und F und die zwischen den Türmen Blau D bis G liegenden Stadtmauergänge abgetragen. Der Turm Blau D beherbergte vorerst noch das Baubüro für den Schulhausneubau am Marientorgraben 12. Lediglich ein Teil des Mauerabschnitts zwischen Pegnitz und dem Turm Blau C sowie der Turm Blau B blieben von der Abtragung ausgespart. Sie fielen den Bomben des Zweiten Weltkriegs zum Opfer. Der Turm Blau B wurde wieder aufgebaut.

Die Marientormauer mit dem Turm Blau B am südlichen Pegnitzfluss vor der Abtragung 1876, Foto Ferdinand Schmidt. (StadtAN A 47 KS-48-9)



Die Mauerstrecke zwischen südlichem Pegnitzfluss und Marientor, Plan 1875. (StadtAN C7/VIII Nr. 3392)

eingebraucht haben. Nicht zufällig stammte der Schwerpunkt des Materials aus Großbritannien, dem Mutterland der Industrialisierung. Allein London war in Schnebels Untersuchung mit einer Reihe von Bädern vertreten. Denn vor dem Hintergrund des industriellen Booms sowie der ungeheuren strukturellen und sozialen Dynamik des Stadtkörpers betrachtete Schnebel die besondere *Berücksichtigung der englischen Verhältnisse (Arbeiterbevölkerung)* als Basis einer bedarfsgerechten Planung. Einer der später beteiligten Architekten lobte jedenfalls die *Gründlichkeit und Trefflichkeit der Vorarbeiten*.

Einer der Kernpunkte des Rahmenpapiers war mit der zentralen Lage des Bauplatzes bereits erfüllt. Denn wenn die Badeanstalt vor allem *der Reinlichkeit und Gesundheit ... der unteren Klassen* zu gute kommen sollte, durfte sie nicht außerhalb der Stadt liegen, *da namentlich den Arbeitern und auch ihren Frauen die Zeit gewöhnlich kostbar ist*. Weitere Maßgaben waren getrennte Eingänge für beide Geschlechter und zwei Bassins beziehungsweise unterschiedliche Badezeiten. Das erste Stockwerk sollte Betriebswohnungen, Personalräumen usw. vorbehalten sein. Neben Schwimmbecken waren als Badeeinrichtungen 24 Wannenbäder der 1. und 2. Klasse vorgesehen. Vor allem die *Arbeiter- und Fabrikbevölkerung* sollte in *den Genuß eines billigen und für die Gesundheit so ersprießlichen warmen Bades* kommen. Die Ausführung der Badewannen aus glasiertem Porzellan, mit Wasserabfluss sowie Kalt- und Warmwasserzufuhr sollte für alle Benutzer gleich sein. Auch ein Glockenzug und eine Uhr gehörten laut Ausschreibung zur Grundausstattung jeder Badekabine, *da es insbesondere vielen Angehörigen der unteren Bevölkerungsklassen an einer Uhr* mangle. Detailliert entwarf Schnebel die „Klassen-Unterschiede“: Für 1 Mark 80 Pfennig zählten zum Standard der 1. Klasse eine wollene Fußdecke, eine Chaise-longue, ein Stuhl, ein Waschtisch mit Waschschüssel, Nachtgeschirr und Stiefelknecht, ein Spiegel, ein kleiner Schrank sowie zwei Handtücher. Im Gegensatz dazu sollte ein Wannenbad 2. Klasse mit Bastmatte, hölzerner Sitzbank, einem Kleider- und Huthaken und nur einem Handtuch zwischen 35 und 45 Pfennigen kosten. Gerade die Fabrikarbeiter seien zur *Reinigung von Fett, Ruß und Schmutz* auf ein billiges Wannenbad angewiesen. Angedacht waren für das Schwimmbad in diesem Zusammenhang auch Abonnements, Rabatte für Schulklassen sowie ermäßigte Preise für Minderbemittelte, die anstatt 25 Pfennigen für die Schwimmbadnutzung nur 10 bis 15 Pfennig zahlen sollten. Auch die Öffnungszeiten sollten auf die Bedürfnisse der Arbeiterbevölkerung abgestimmt sein und der Betrieb bis in die späten Abendstunden dauern.

Weitere Einrichtungen waren die im Leistungsangebot der Nürnberger Bäder bisher kaum vertretenen Duschbäder und Russischen Dampfbäder, bislang fehlende Römisch-irische Bäder mit Tepidarium, Caldarium, Laconium und Frigidarium, die gegen Gicht- und Rheumaerkrankungen lindernd wirkten, sowie medizinische Bäderanwendungen.

Auch personell sollte das Bad gut aufgestellt werden. Einem Inspektor und Kassierer in Personalunion unterstanden ein Schwimmlehrer und eine Schwimmlehrerin, ein Maschinenmeister, ein Heizer, zwei Badewärter und zwei Badewärterinnen, ein Hausknecht und eine Waschhauswärterin. Zeitlos aktuell lesen sich die Baderegeln: Rauchen, das Mitbringen von Hunden, Lärmen, Toben und unsittliches Verhalten waren verboten, Schwimmkleidung war Pflicht und Personen mit offenen Wunden oder *eckelhaften Krankheiten* wurden vom Badebetrieb ausgeschlossen.

Noch war die Badekultur mangels Möglichkeiten weit davon entfernt, als feste Größe im Alltag der Menschen Raum zu greifen. Deshalb musste neben den technischen Einrichtungen auch das komplette Equipment an Tüchern und Badekleidung gestellt werden. Die Anschaffung von rund 2.000 Handtüchern, 300 großen Leinentüchern, 70 wollenen Decken, 50 Bademänteln und 400 Badehosen wurde eingeplant sowie eine hauseigene Waschanlage.

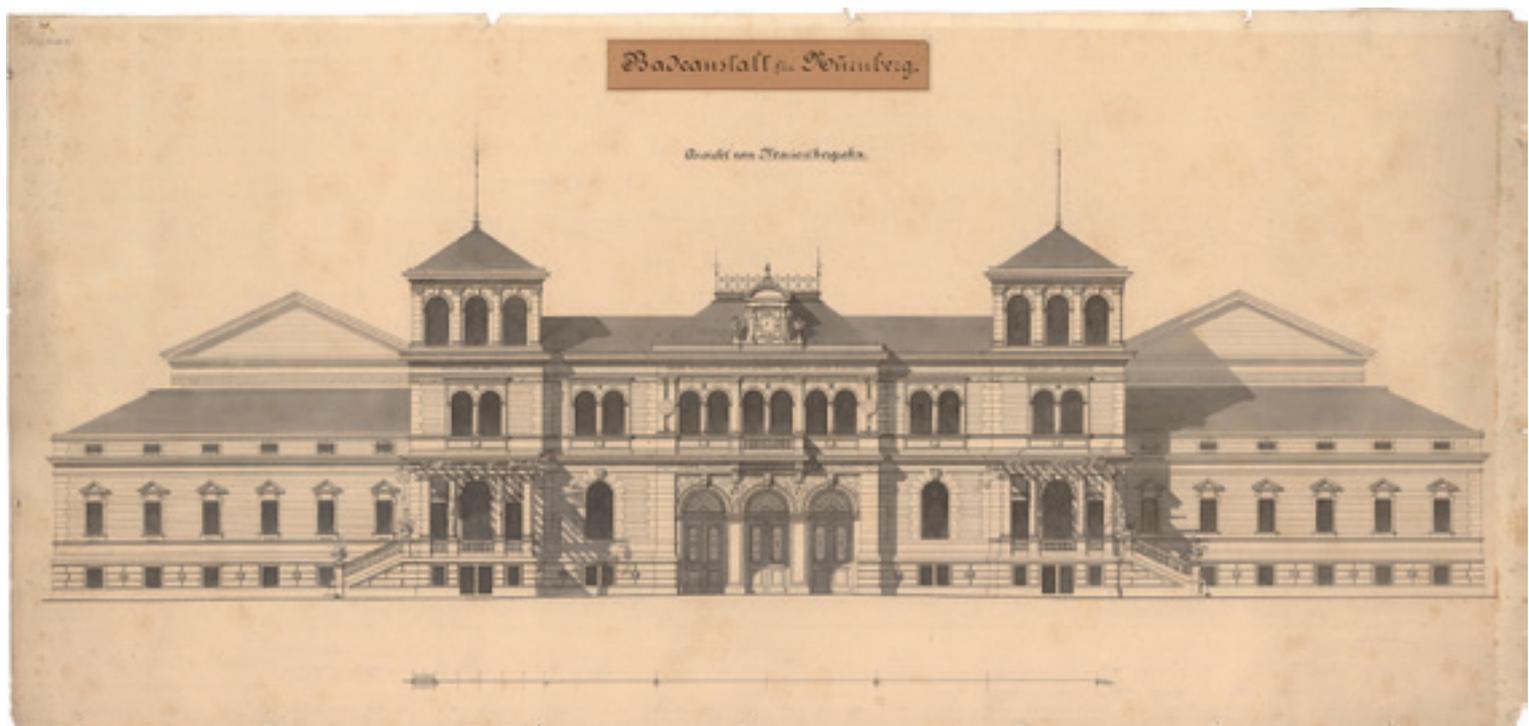
Dieses Rahmenpapier war die Grundlage für den von den städtischen Kollegien 1877 ausgeschriebenen Architekten-Wettbewerb. Immerhin 25 Konkurrenzarbeiten gingen bei der Stadtverwaltung ein. Im Schiedsgericht waren Stadtbaurat Franz Eickemeyer, Fabrikbesitzer Georg Kugler, der praktische Arzt Dr. Eduard Baierlacher, der Direktor der Nürnberger Kunstgewerbeschule Adolf Gnauth sowie der Direktor des Bayerischen Gewerbemuseums Dr. Carl von Stegmann.

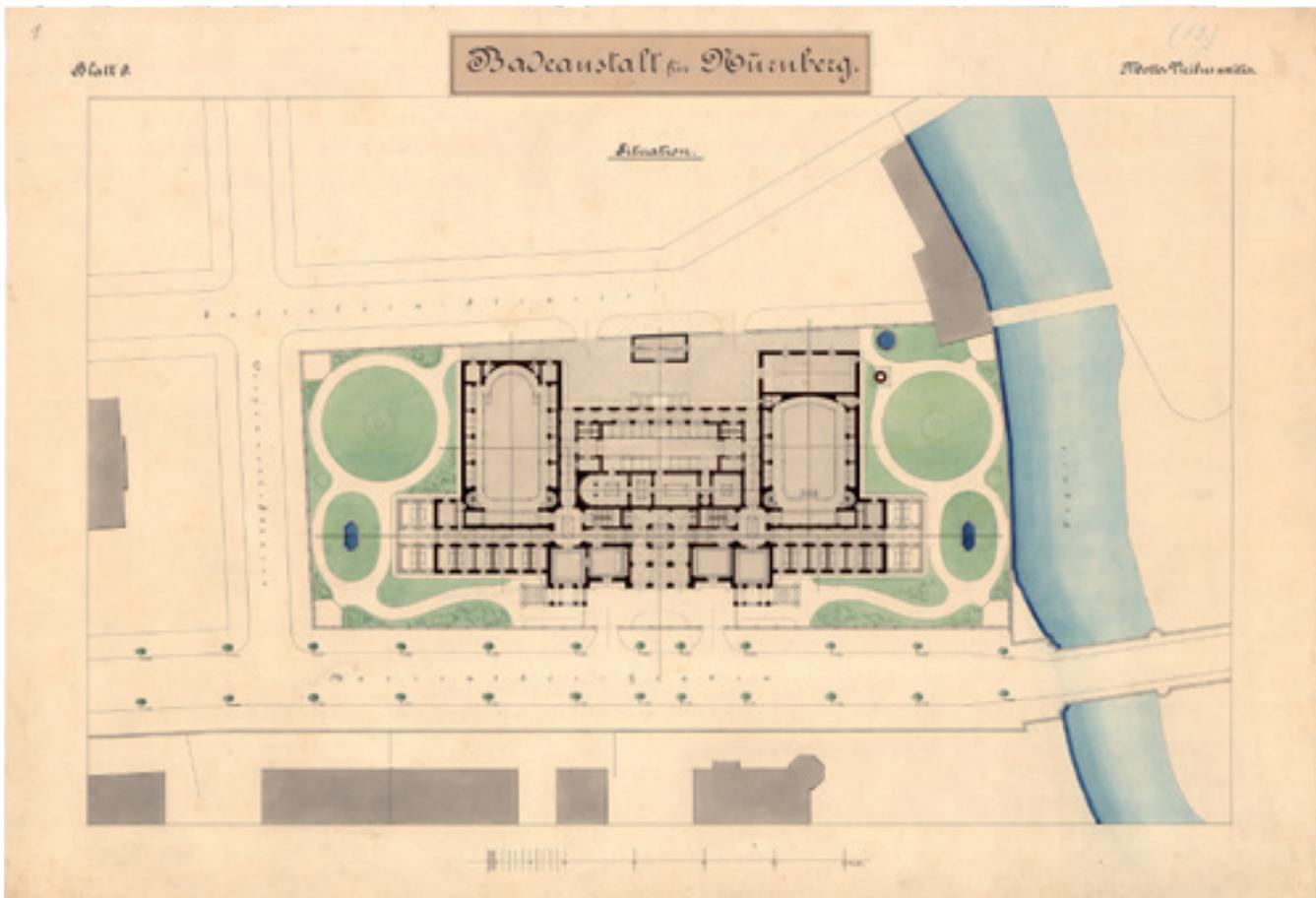
Alle Pläne wurden zur öffentlichen Besichtigung 14 Tage im Rathaus ausgelegt. Obwohl laut Jury kein Entwurf *den lokalen Verhältnisses und Bedingungen ganz entspreche*, erhielten dennoch die drei besten Pläne die ausgelobten Geldprämien in Höhe von 500, 1.000 und 2.000 Mark. Vermutlich wurden nur die preisgekrönten Entwürfe aufgehoben, denn nur diese sind im Stadtarchiv unter der Signatur StadtAN A 4/II 1 GF; 2 GF; 3 GF erhalten.

„Viribus unitis“

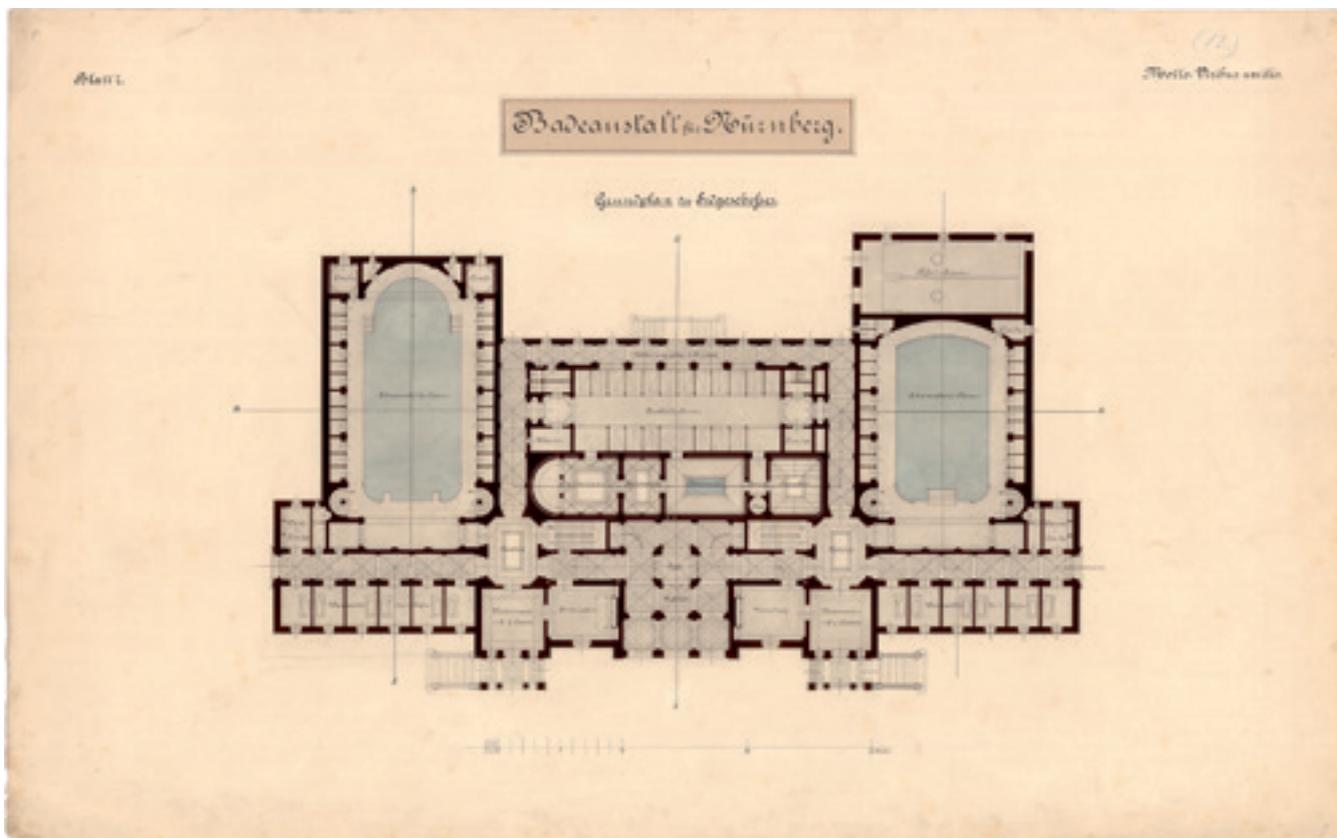
Den ersten Preis errang das Team der Architekten Robert Eltzner und Alfred Moritz Hauschild sowie der Ingenieure Rietschel und Henneberg aus Dresden unter dem Motto „Viribus unitis“ („Mit vereinten Kräften“). Der Name war Programm, denn das erfolgreiche Architektengespann setzte etwa zur gleichen Zeit seinen Entwurf der Filiale der Kaiserlichen Reichsbank an der Dresdener Bankstraße um.

Symbol bürgerlicher Prachtentfaltung: Vom Marientorgraben sollten die Besucher das mondäne Bad betreten. Für die Mitarbeiter war ein Personaleingang an der Enderlein-Straße (heute: Marientormauer) vorgesehen. Ansicht vom Marientorgraben, Plan 1877. (StadtAN A 4/II Nr. GF 1)





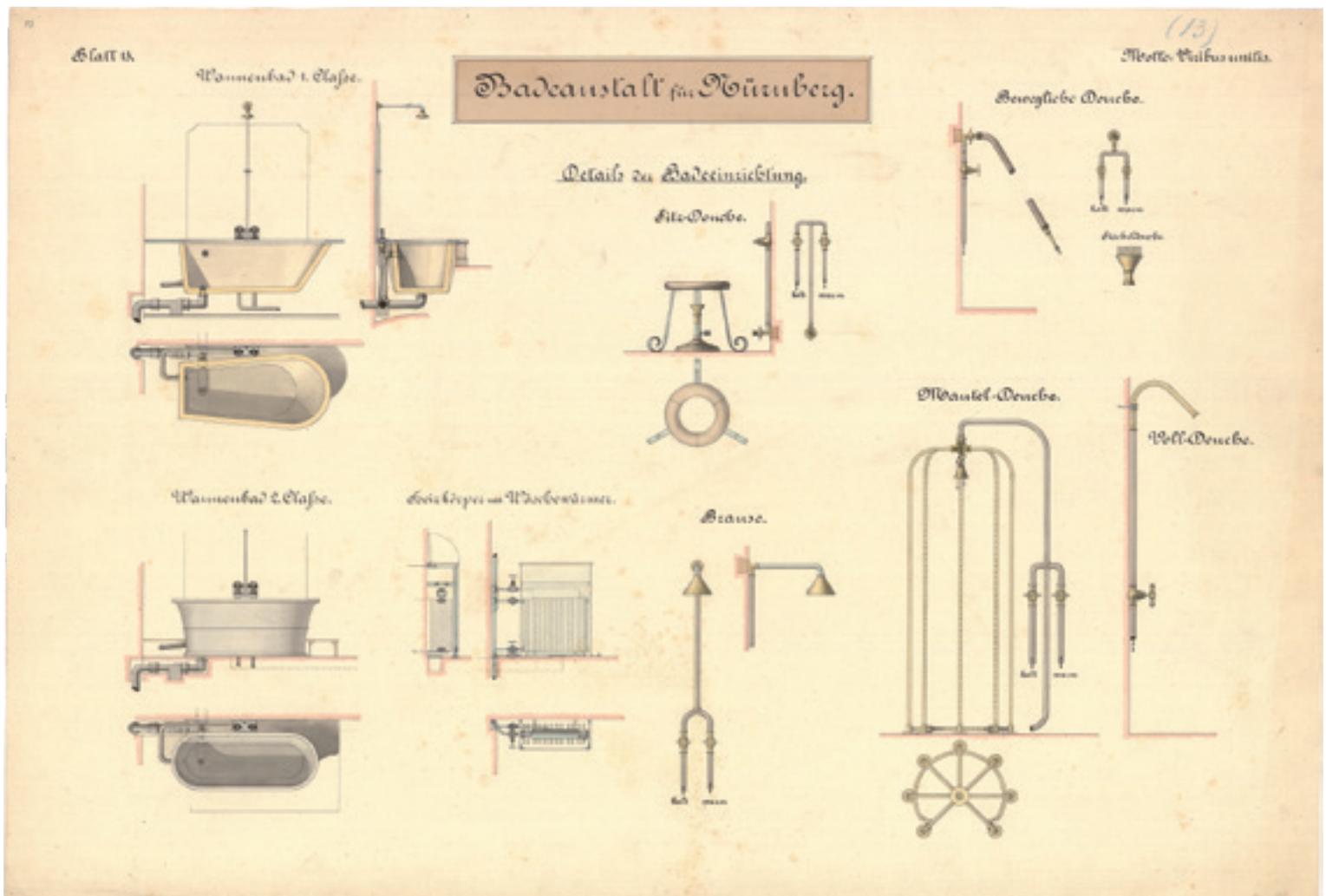
Männer- und Frauentrakt der symmetrischen Anlage verfügten jeweils über den gleichen Gartenanteil – auch in Hinblick auf eine gleichwertige Erweiterung, Plan 1877. (StadtAN A 4/II Nr. GF 1)



Das Erdgeschoss mit den zentralen Anlagen der beiden Schwimmbecken für Männer (links) und Frauen (rechts), den von beiden Geschlechtern zu nutzenden Römisch-irischen Bädern und dem Dampfbad, Restaurant, Wäschekammern und anderen Funktionsräumen sowie den Wannensälen 1. Klasse. Die Badekabinen 2. Klasse waren zusammen mit den technischen Einrichtungen im Kellergeschoss untergebracht. Im ersten Stock lagen Dienstwohnungen. Plan 1877. (StadtAN A 4/II Nr. GF 1)



Badegenuss mit Flair: Das elegante Interieur orientierte sich am Vorbild der römisch-antiken Bäderkultur, Plan 1877. (StadtAN A 4/II Nr. GF 1)



Die Badeeinrichtung en détail: Für die 1. Klasse der Badekabinen waren englische Fayence-Wannen sowie Dampfheizöfen mit Wäschewärmern vorgesehen. Die 2. Klasse sollte mit gusseisernen, innen emaillierten Wannen ausgestattet werden. Für alle Wannen war eine Brause geplant. Das breite Angebot unterschiedlicher Duschtypen könnte noch heute mit jeder Wellness-Zone konkurrieren, Plan 1877. (StadtAN A 4/II Nr. GF 1)

Ariston men hydor

Den zweiten Preis erlangte der renommierte Architekt Professor Otto Tafel aus Stuttgart unter dem Motto „Ariston men hydor“ („Wasser ist das Beste“). Tafel lehrte an der Kunstgewerbeschule und ab 1869 an der Baugewerkschule Stuttgart und erwarb sich mit Privatgebäuden und Villen, aber auch öffentlichen Bauten einen guten Ruf. So zählte etwa sein Entwurf des Oberamts-Krankenhauses in Tettngang zu den fortschrittlichsten Hospitalbauten ihrer Zeit.



Die klassizistisch anmutende Vorderfront der Badeanstalt nach dem Entwurf von Otto Tafel. Auf seiner kolorierten Federzeichnung platzierte der Architekt den rauchenden Schornstein des separaten Kesselhauses gleichsam als Attribut der boomenden Industriestadt.

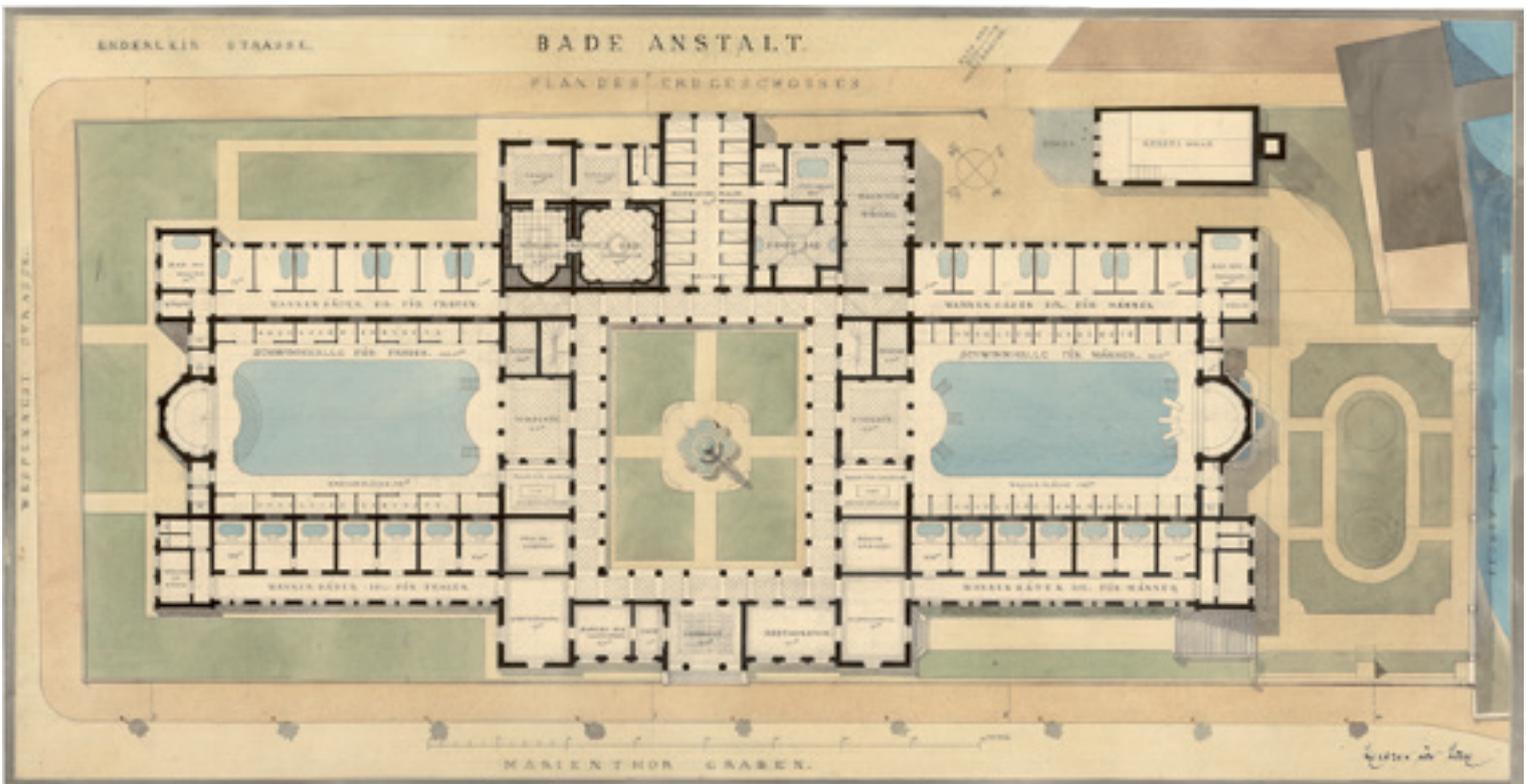
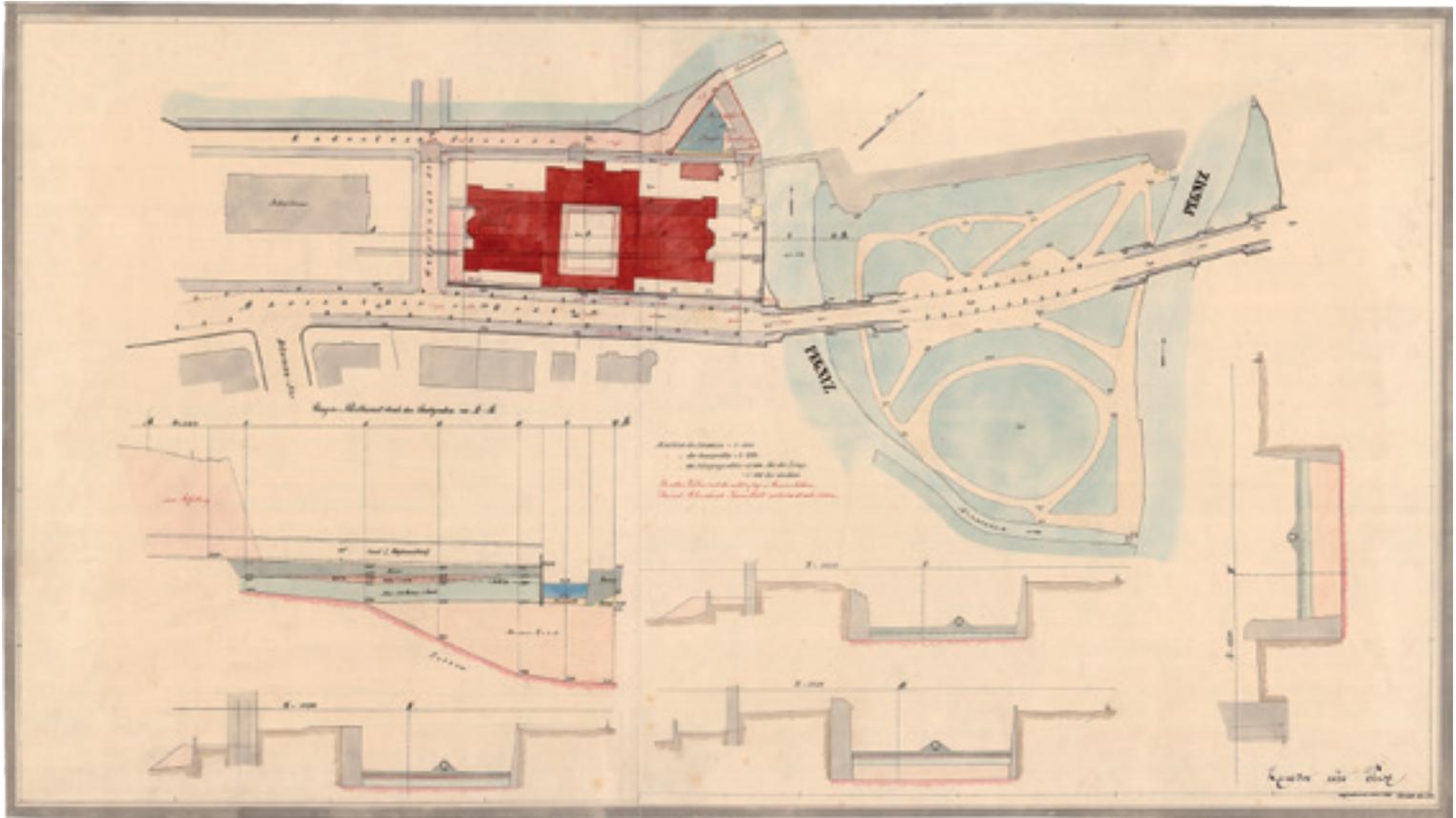
Im Kontrast dazu stehen der verbliebene Stadtmauerturm Blau B und der vom Abriss gezeichnete Turmanbau für die mittelalterliche Vergangenheit Nürnbergs. Beschaulich wirken die kleinen Szenen von Müßiggängern auf der 1894 nach den zahlreichen Bädern im Umfeld offiziell benannten „Badebrücke“ (heute: Steubenbrücke). (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)

Seite 63 oben:

Gut zu erkennen sind das separat gelegene Kesselhaus der Badeanstalt sowie links daneben das bereits errichtete Schulhaus am Marientorgaben 12, Situationsplan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)

Seite 63 unten:

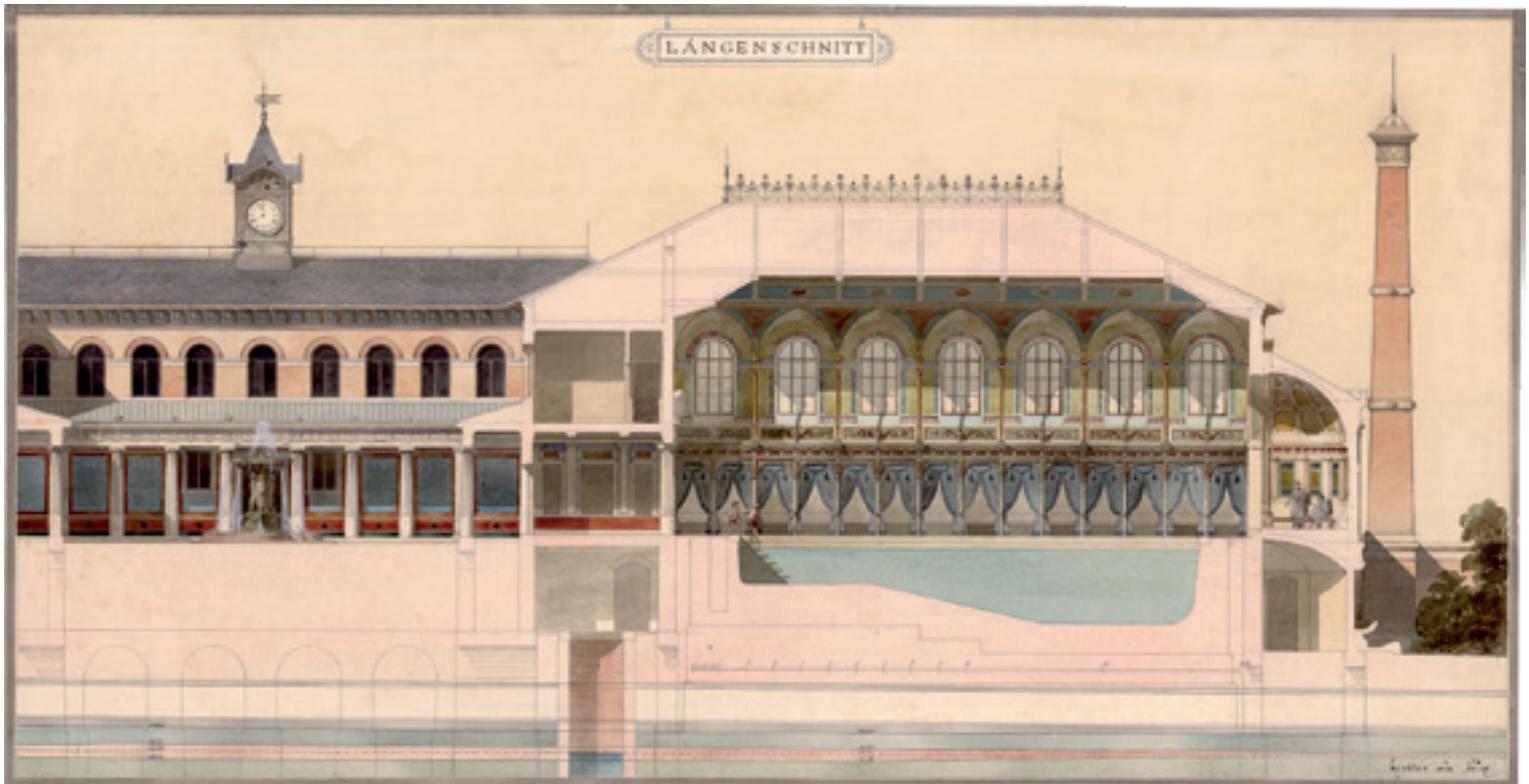
Das Erdgeschoss mit allen Badeeinrichtungen auf einer Ebene und einem Atrium im Zentrum. Über die Rahmenvorgaben hinaus plante Tafel ein Frisir- bzw. Rasir-Kabinet mit ein, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)





SCHWIMMHALLE.

Alle Phasen des Aufenthaltes auf einen Blick: Umziehen in den hinter Vorhängen liegenden Auskleide-Kabinetten – Spaß im Wasser – Entleihe des Trockentuchs – gemeinsames Lustwandeln. Ein Stilmix aus mittelalterlichem Spitzkappengewölbe, griechischen Säulen und angedeuteten Thermenfenstern weisen den Entwurf als Paradebeispiel des Historismus aus, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)



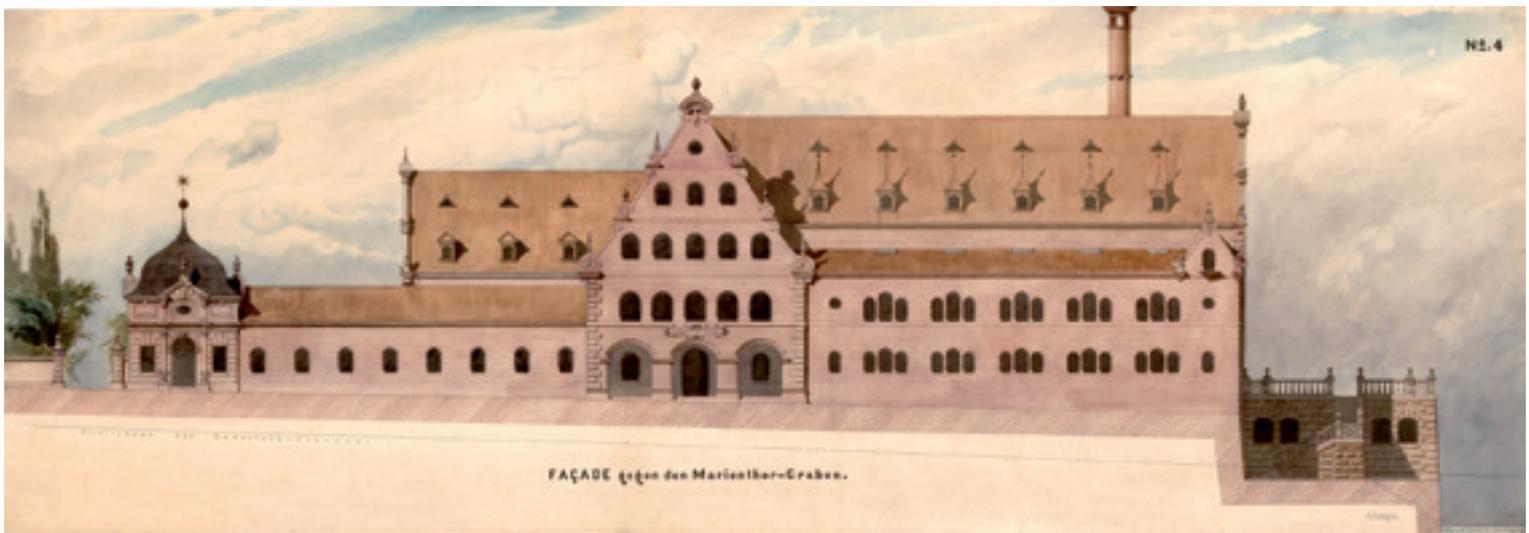
Blick in das Atrium mit Springbrunnen. Rechts daneben wird ein kleiner Bub ins Becken geführt – ein Hinweis auf die erzieherische Funktion der Badeanstalt zum Erlernen des Schwimmens, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)



Mit Freitreppe, Terrasse und Wasserspeiern mutet die Ansicht des Bades von der Pegnitz aus nahezu mediterran an (oben). Der Querschnitt aus dieser Perspektive gibt den Blick auf das Männerschwimmbecken frei. Links schließen sich die gekachelten Wannensäler mit begehbaren Wanne und Dusche der 1. Klasse an. Rechts befinden sich die Wannensäler der 2. Klasse mit offenbar getünchten Räumen und einfachen Wannen, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 2 GF)

Attempo

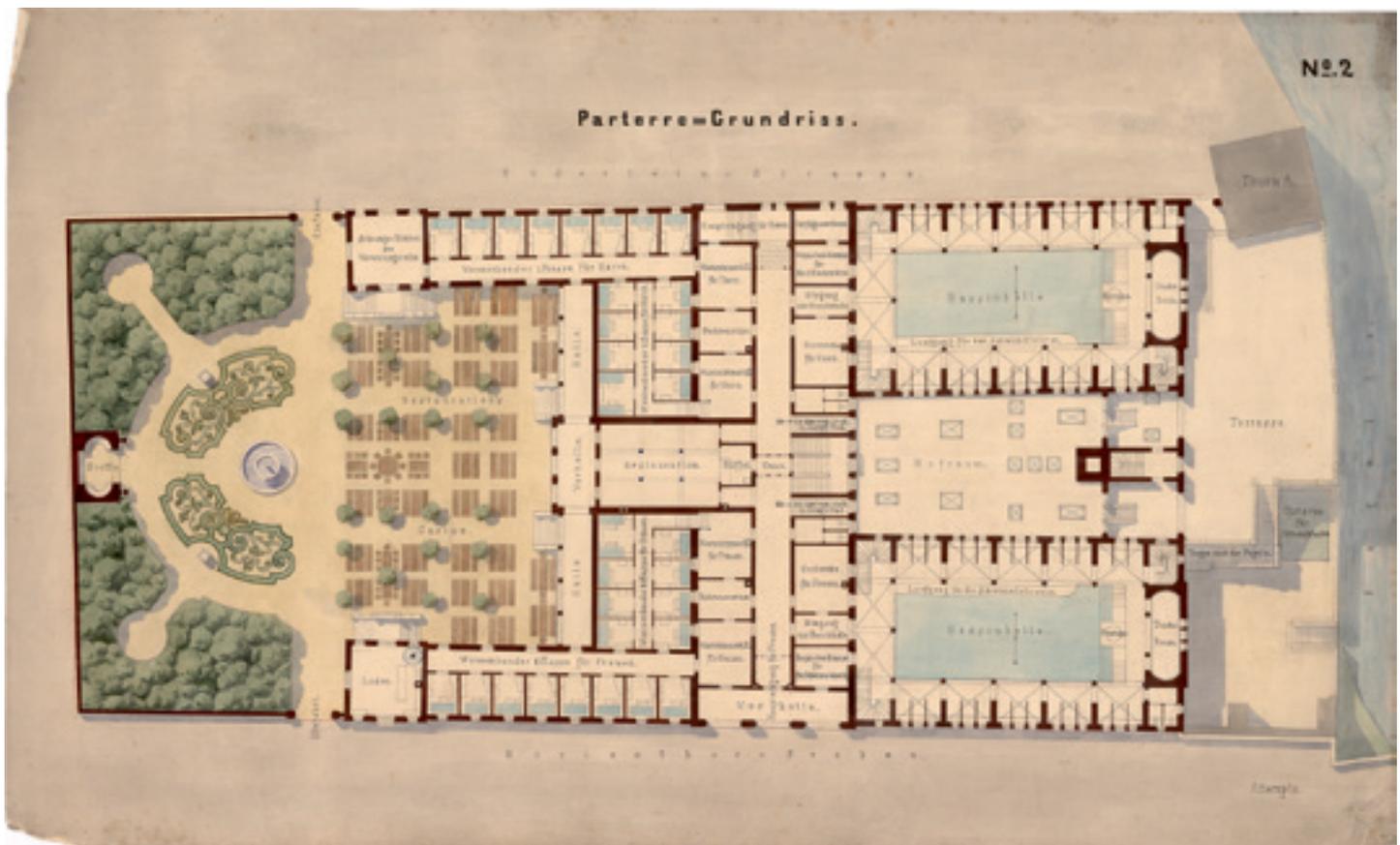
Den dritten Preis errang der in Nürnberg ansässige Professor Konradin Walther mit seinem Entwurf „Attempo“ („Ich wage es“). Zur Zeit des Wettbewerbs wirkte er als Professor für Architektur und Möbelzeichnen an der Nürnberger Kunstgewerbeschule. Walther gehörte zu den Initiatoren des Nürnberger Stils in der Architektur. Diese in Nürnberg populäre Variante der Deutschrenaissance zielte mit dem Aufgreifen typischer Erker-, Giebel- und Dachformen und einer spezifischen Ornamentik im Stile des Historismus auf die Wiederbelebung lokaler Bautraditionen, was sich in seinem Wettbewerbsentwurf markant niederschlug. Obwohl mit 31 Jahren der jüngste der Preisträger, mutet hinsichtlich Architektur und Raumaufteilung sein Entwurf als der biederste an.



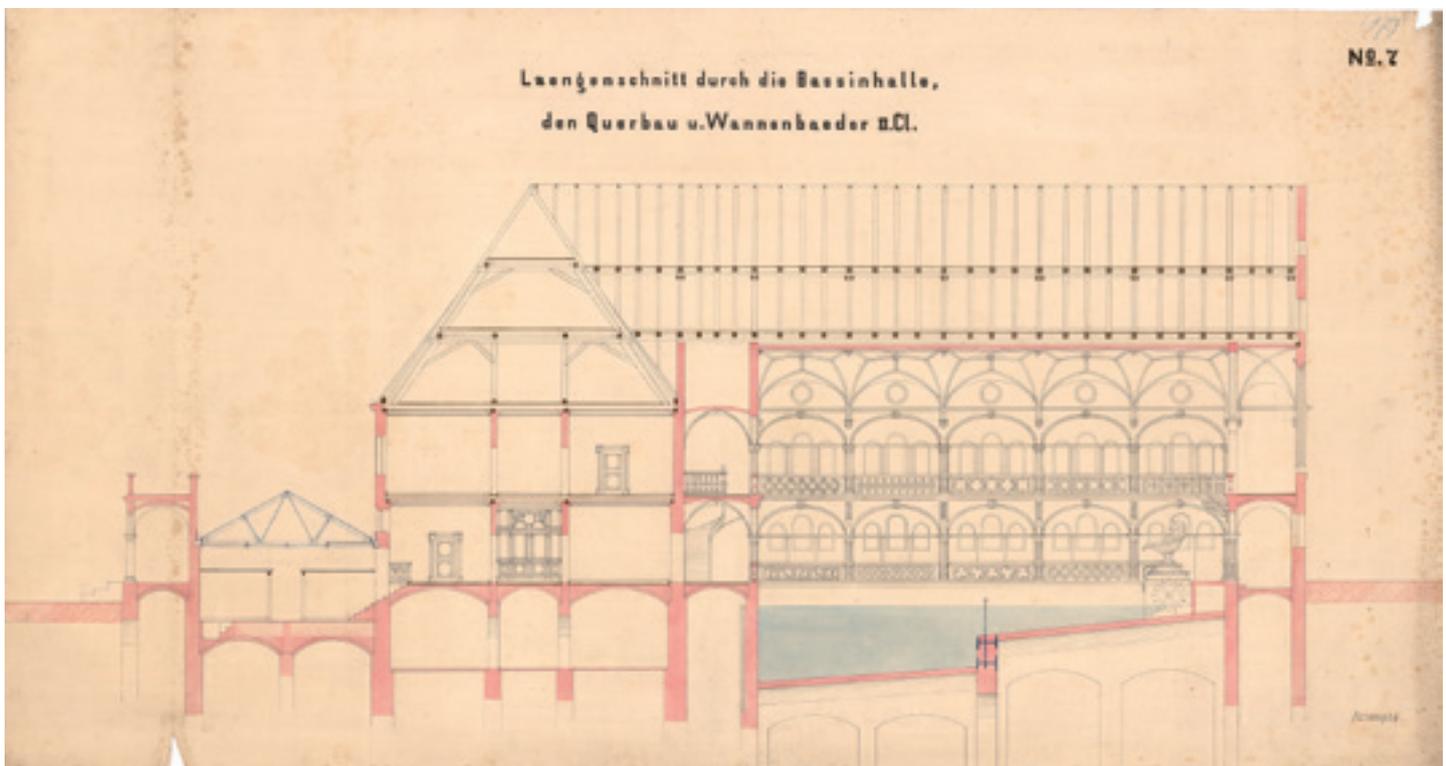
Walther interpretierte die Rahmenvorgabe, den Entwurf den Nürnberger Verhältnissen anzupassen, im Wortsinne. Verblüffend ist die Ähnlichkeit des Eingangs mit dem Weizenbräuhaus, während der rechts anschließende Gebäudetrakt den Palas der Nürnberger Kaiserburg zitiert, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)



Das Weizenbräuhaus wurde 1671 als rustizierter Sandsteinbau mit dreigeschossigen Volutengiebeln an der heutigen Karl-Grillenberger-Straße errichtet und im Zweiten Weltkrieg zerstört. (StadtAN A 47 KS-130-44)



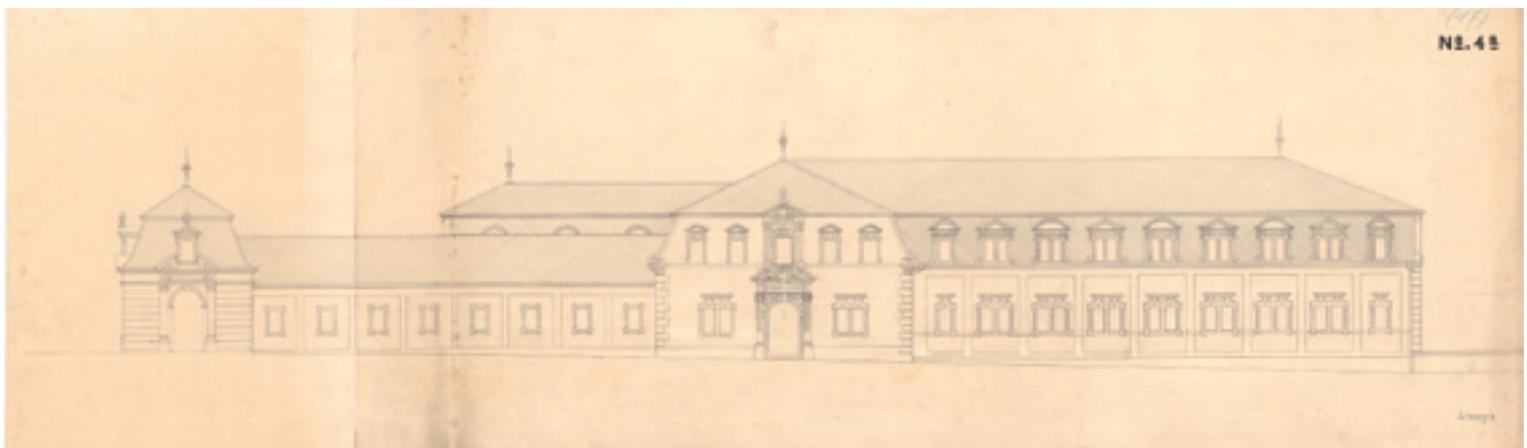
Parterre mit Schwimmhallen und Wannenbädern. Stiefmütterlich wurden in Walthers Entwurf Dampfbad und Römisch-irisches Bad behandelt, die in das Souterrain auf gering bemessenem Raum neben Maschinenraum und Waschküche gelegt wurden. Zusätzliche Mieteinnahmen sollte ein vom Marientorgraben öffentlich zugänglicher Laden bringen, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)



Bassin und Wannenbäder im Längsschnitt: Gotisierende Konstruktionsmotive, Sternengewölbe und eine für moderne Bäder eher unübliche Holzvertäfelung sah Walther für die Schwimmhallen vor. Die Wannenbadkabinen erhielten durch eine Dachkonstruktion mit doppeltem Mattglas Tageslicht. Für die 1. Klasse waren gemauerte Marmorwannen und Marmorfußböden vorgesehen, während die Kabinenwände mit Fayencekacheln bis in Brusthöhe gefliest werden sollten. Mit Zinkwannen, Öl-anstrich und Solnhofer Platten, außerdem durch Bretterwände unterteilt, fielen die Wannenbäder 2. Klasse eher schlicht aus, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)



Die Pegnitzpartie gestalteten Freitreppe und Terrasse. Die riesige Fläche des steilen Satteldachs brachte nicht nur Mehrkosten an Zimmerer- und Dachdeckerarbeiten, wie Walther selbstkritisch einräumte, sondern für den Badebetrieb nicht nutzbare Platzreserven. Etwas improvisiert wirkt hier seine Empfehlung, den Raumüberhang als Hopfenlagerplätze und Trockenräume zu vermieten, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)



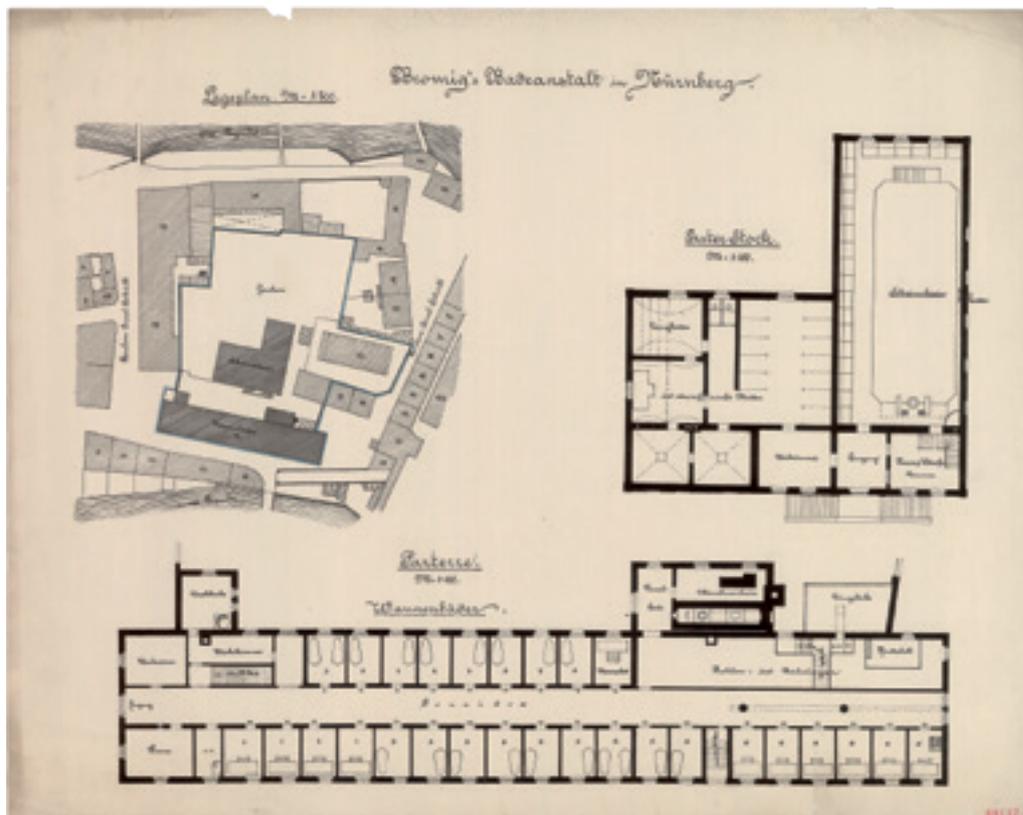
Insbesondere in Hinblick auf den ungenutzten Stauraum des Dachbodens legte Walther einen Alternativentwurf mit einem niedrigeren Mansardendach vor. Die barocke Fassadengestaltung steht in Kontrast zu dem von Walther kultivierten „Nürnberger Stil“, Plan 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)



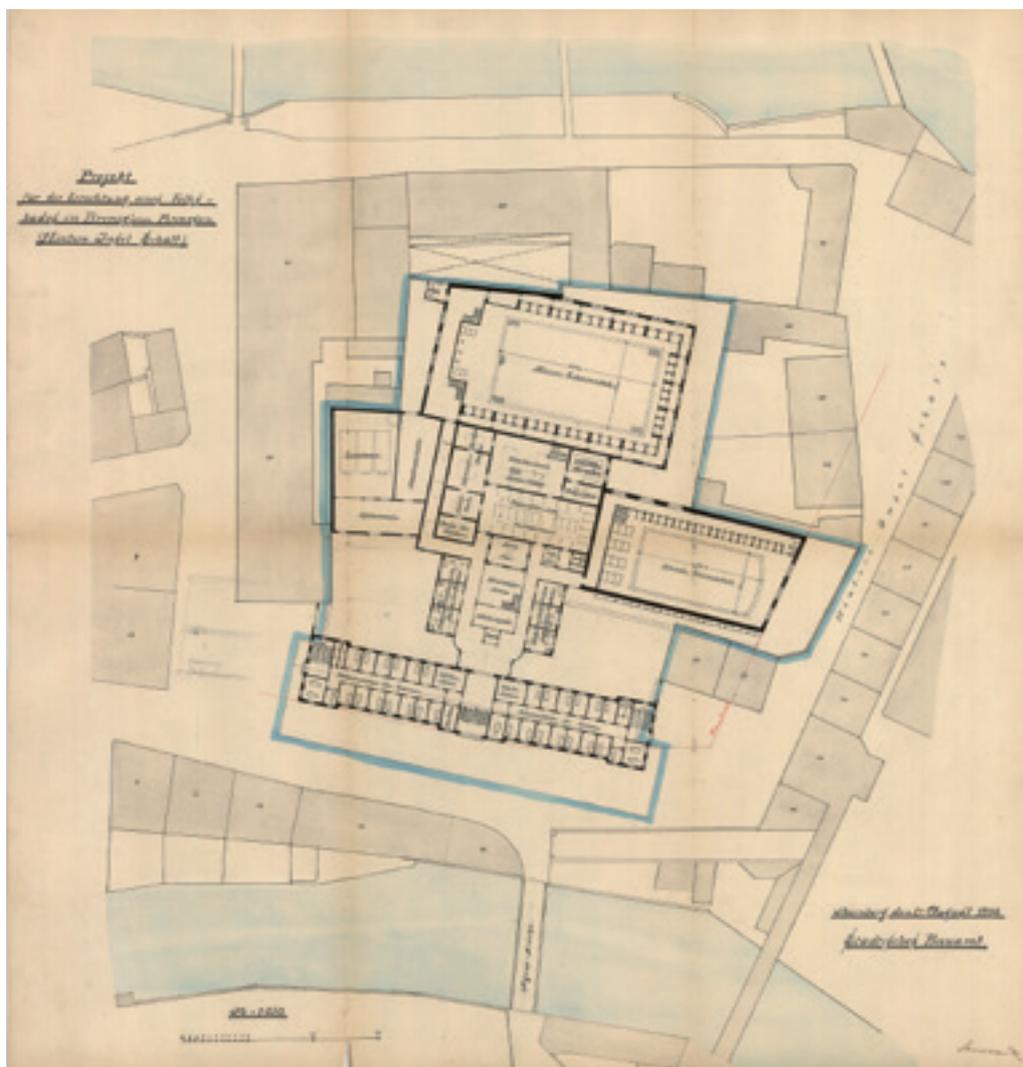
Keiner der eingereichten Pläne erhielt den Zuschlag. Vermutlich scheiterte das ehrgeizige Projekt am hohen technischen und finanziellen Aufwand. Außerdem fehlten in Deutschland noch vergleichbare Objekte mit validen Erfahrungswerten. 1879 griff der „Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege“ das Thema auf und formulierte Richtlinien für den Bau von Volksbädern. 1878 rüstete Johann Christoph Bromig das Wildbad mit Schwimmbassin und Dampfbädern nach. Jedoch war die Anlage mit dem kleinen primitiven Zementbassin in einer niederen düsteren Halle weit entfernt vom Standard moderner Bädertechnik. Die Fränkische Morgenzeitung bezeichnete es gar als *Parodie* auf eine moderne Badeanstalt. Als Bromig 1893 starb und seine Witwe die Anlage veräußern wollte, erhielt die Volksbadidee neuen Auftrieb. Die Stadt erwog den Ausbau des Wildbades. Aber selbst bei aufwändiger Sanierung wäre ein zeitgemäßer Standard nicht zu erreichen gewesen. Diese Erkenntnis hatten Vertreter der städtischen Kollegien auf einer Studienreise gewonnen. 1895 stand fest, dass nur ein Neubau in Frage kam. Neben dem Areal der Bromig'schen Badeanstalt brachte der Erste Bürgermeister Georg von Schuh nun das Gelände zwischen dem ehemaligen Katharinenkloster und dem Neubau des Bayerischen Gewerbemuseums ins Gespräch. Doch das Gemeindebevollmächtigtenkollegium blockte und zögerte damit die Errichtung eines *Volksbades*, wie das Bauvorhaben inzwischen genannt wurde, um Jahre hinaus. Zwar verbesserte die wachsende Anzahl an städtischen, privatbetriebenen und betrieblichen Brausebädern die Hygienestandards und die Möglichkeiten zur regelmäßigen Körperpflege in der Stadt spürbar. Doch noch herrschte eine qualitative und quantitative Unterversorgung der Stadt mit Wannenbädern und noch fehlte ein saisonunabhängiges Schwimmbad. Zahlreiche Eingaben und Zuschriften unzufriedener Bürger legten hier den Finger in die Wunde.

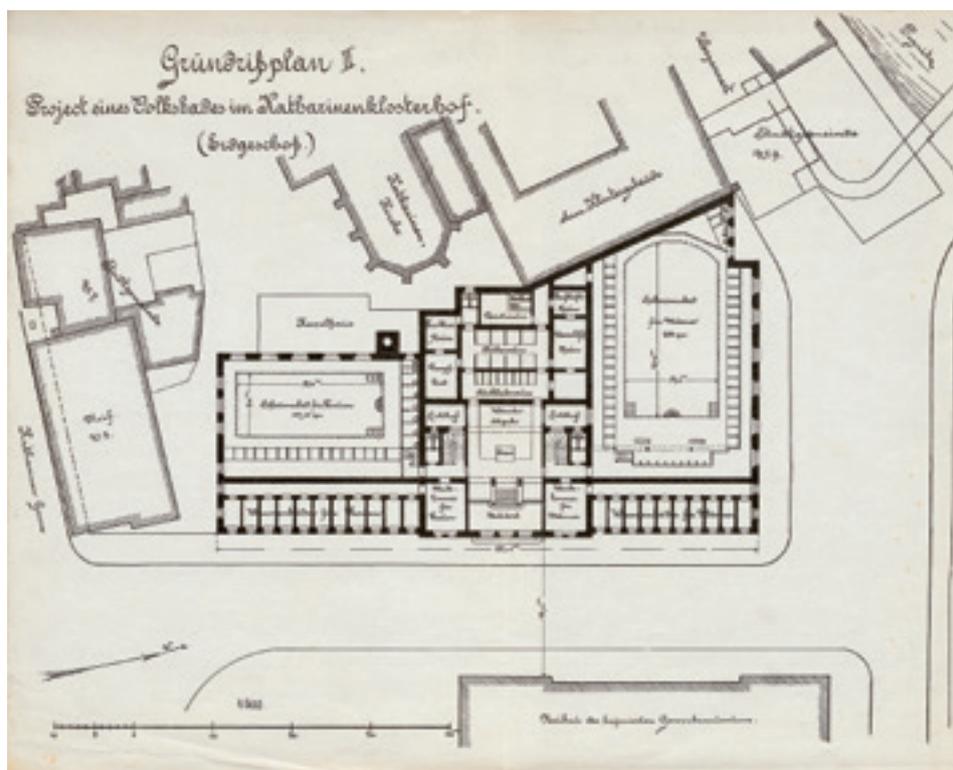
Offenbar favorisierte Walther selbst den Entwurf im Stile „Alt Nürnbergs“, den er als Zeichnung wie ein Werbebild in seiner Projektbeschreibung platzierte. Weniger mächtig als auf den Entwürfen, fast idealisiert wirkt hier die Anmutung des neuen Bades. Gleichwertig stehen die historische Bausubstanz des Turmes Blau B mit den Anbauten und der Bäderneubau nebeneinander. Nicht die moderne Industriestadt mit ihren Attributen wird hier angeführt, sondern die Harmonie von Alt und Neu unterstrichen. Der Schornstein, der auf dem Entwurf von Otto Tafel rauchend als Symbol des Fortschritts und des Aufschwungs gezeigt wird, erscheint hier im Tarnkleid einer schmucken Säule, Zeichnung 1877. (StadtAN A4/II Nr. 3 GF)

Schwimmbassin und Wannenbäder
im Bromig'schen Wildbad, Plan
um 1896. (StadtAN A4/VII
Nr. 829)



Entwurf für ein Volksbad auf dem
Gelände des Bromig'schen Wild-
bads, Plan 1896. (StadtAN
C7/VIII Nr. 5853)





Entwurf für ein Volksbad zwischen der Katharinenkirche und dem Bayerischen Gewerbmuseum, Plan 1896. (StadtAN A 4/XI Nr. 54)

Als 1875 der Bau einer modernen Badeanstalt erstmals thematisiert worden war, gehörte Nürnberg zu den Pionieren auf diesem Gebiet der Gesundheitsvorsorge. Fast 40 Jahre später zählte die Stadt mit der Eröffnung des Volksbads am 2. Januar 1914 an der Rothenburger Straße in Gostenhof zu den Nachzüglern im nationalen Städtevergleich. Längst hatten im süddeutschen Raum Städte wie Stuttgart 1889, München 1901 und Augsburg 1903 eine zeitgemäße Badeanstalt für jedermann im kommunalen Leistungsangebot. An die Stelle der geschleiften Stadtmauer am Marientorgraben war um 1885 die Kunsthalle der Bayerischen Landes-Gewerbe-Industrie- und Kunstausstellung verlegt worden. Damit war der Marientorgraben als Bauplatz für das Volksbadprojekt endgültig aus dem Rennen. Auch die Bädervielfalt zwischen Wöhrder Wiese und Insel Schütt hatte sich am Vorabend des Ersten Weltkriegs merklich verschlankt. Verblieben waren das Männerflussbad am rechten Pegnitzeinfluss sowie das Wildbad unter einem neuen Besitzer. Beide Anstalten stellten während des Zweiten Weltkriegs zwangsläufig ihren Betrieb ein. Mit dem Abriss der Ruine des Wildbads 1961 und der Umbenennung der Badebrücke in Steubenbrücke sind alle Hinweise auf den traditionsreichen Badeplatz zwischen Insel Schütt und Wöhrder Wiese aus dem Stadtbild verschwunden.

1944 wurde das Wildbad zerstört und die Ruine 1961 zugunsten des Baus der Volksschule Insel Schütt abgerissen, Foto 10.1.1961. (A 39 Fi J 772)



Ruth Bach-Damaskinos:

Marientorgraben 8 II: Kunstpavillon – Glaspalast – Norishalle 1882-1945



Ein kleiner, illustrierter Ausstellungsführer geleitete die Besucher durch das Gelände am Maxfeld. Die darin enthaltene Ansicht des Kunstpavillons ist zwar vereinfacht und auch das Größenverhältnis mit den Spaziergängern im Vordergrund stimmt nicht mit der gebauten Wirklichkeit überein, dennoch vermittelt der Stahlstich von 1882 einen Eindruck von dem Gebäude. (StadtAN E 6/766 Nr. 11)

Die Geschichte der Norishalle, die seit über 125 Jahren am Marientorgraben beheimatet ist, vermittelt weit mehr als reine Baugeschichte und ist mehr als nur eine Zusammenstellung wechselnder Funktionen und Nutzungen, sie erzählt auch von den Architekturströmungen ihrer Zeit und ihren spezifischen Ausprägungen in Nürnberg. Ihren Anfang nimmt diese Geschichte am Maxfeld, wo heute der Stadtpark ist. Dort hatte man für die Erste Bayerische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung im Jahr 1882 eine eigene Messestadt eingerichtet.

Am Maxfeld

Auf dem schon zuvor für Veranstaltungen und Versammlungen genutzten Areal entstand auf einer Fläche von nahezu 120.000 qm ein großzügiges System aus miteinander verbundenen Hallen inmitten einer baumbestandenen und mit einem Teich versehenen Parkanlage. Die verschiedenen Gebäude für Gewerbe und Industrie, Kunst und Unterricht, Verkehr, Maschinen- und Gartenbau boten den Produkten von über 3.000 Ausstellern Platz und gaben den architektonischen Rahmen ab, um Nürnbergs neu erworbene Position als industrielles Herz Bayerns in der Öffentlichkeit zu feiern. Da die Aufstellung der Bauten auf die Dauer der Präsentation vom 14. Mai bis 15. Oktober 1882 begrenzt war, bestanden sie aus teilweise seriell hergestellten Fertigteilen. An diese waren bemalte Fassadenverzierungen und Gipsornamente angebracht worden, um den Gebäuden ein repräsentatives Äußeres zu verleihen. Ganz auf der Höhe der Zeit hatte man für die Pavillons und Hallen auf dem Maxfeld wie zuvor auf anderen Industrieausstellungen Anregungen aus der Nutzarchitektur, dem Bahnhofs- und Fabrikbau, verarbeitet. Mit der künstlerischen Ausgestaltung der Fassaden und einigen der größeren Innenräume war der Architekt Adolf Gnauth (1840–1884) betraut. Gnauth, gebürtiger Stuttgarter und dort am Polytechnikum ausgebildet, war nach Stationen in Italien, seiner Heimatstadt und München als Nachfolger des Malers August von Kreling (1818–1876) 1876 zum Direktor der Nürnberger Kunstgewerbeschule berufen worden. Seine in der italienischen Renaissance wurzelnden Bauideen und seine Vorliebe für die Formenpracht des Orients, die er auf Reisen nach Ägypten und nach Spanien kennenlernte, schlugen

sich in der Gestaltung der einzelnen Gebäude nieder. Doch löste die prachtvoll wirkende Ausstellungsarchitektur unter den Zeitgenossen keineswegs nur Beifall aus. Zwar ehrte Bürgermeister Christoph Wilhelm von Seiler (1822–1904) postum die bauliche Leistung Gnauths mit den Worten *waren wir doch alle ... Zeuge, wie er mit Zaubergewalt jene allseitig bewundernden Gebäude entstehen ließ, die im Jahre 1882 unsere Ausstellung geziert haben!*, die Berichterstattung in der Presse fiel weit zurückhaltender aus. So urteilte der Fränkische Kurier in einem Artikel vom

28. August 1882, die Ausstellungsbauten seien *geschaffen für diese Stelle ... aber ein Anachronismus für jedwede andere Situation*, während der Maler Karl Raupp (1837–1918) in seinen 1907 verfassten Memoiren den Fassadendekor als *türkische Renaissance im Kunstreiterbudenstil mit Roßschweiften* verspottete.

Der Kunstpavillon

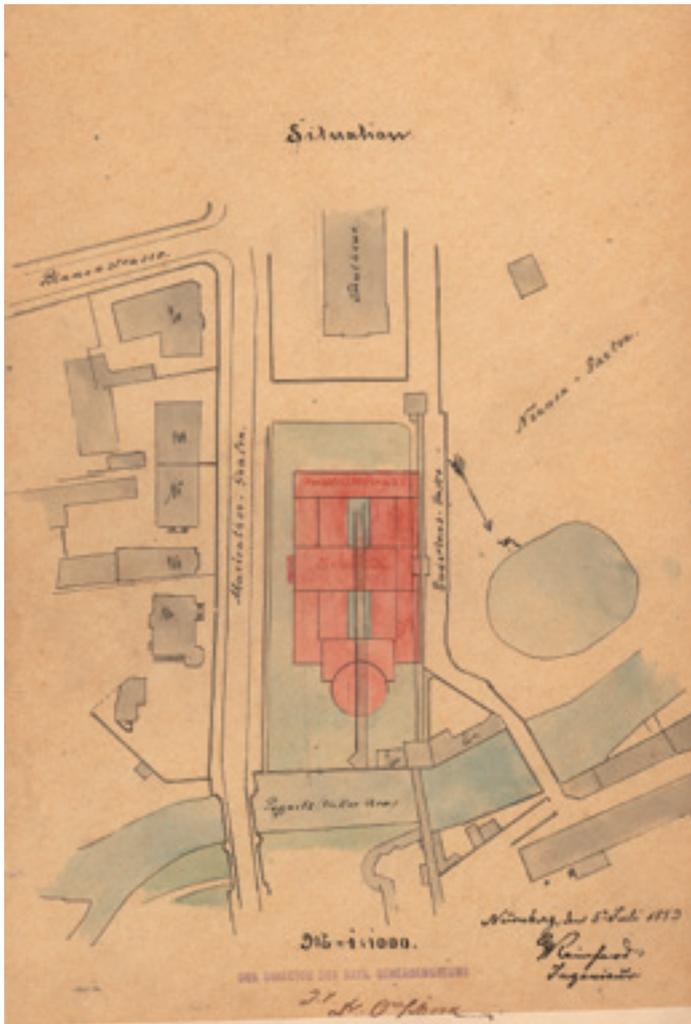
Eine Besonderheit unter den Ausstellungshallen stellte der Kunstpavillon dar, der in unmittelbarer Nähe des Eingangs lag. Der langgezogene mit einem halbrunden Annex versehene Bau war eine Eisenkonstruktion, deren konstruktives Skelett zum Teil mit Backsteinmauerwerk gefüllt war. Gnauths Aufgabe bestand darin, *das Gebäude für die Kunst so zu entwerfen, daß dasselbe eventuell der schon 10 Jahre erstrebten permanenten Ausstellung künftig dienen könnte*. Während der Außenbau über Stiche und eine Fotografie der so genannten Rotunde des Annexbaus überliefert ist, bleiben die Informationen über das Innere eher spärlich. In der Mitte verfügte es über einen Hauptraum, an den weitere Ausstellungsräume angegliedert waren. Die Innenräume schmückten Fresken, an den rohen Backsteinwänden hing eine Verkleidung aus Stoff, und die Portale waren mit reichen Ornamenten verziert. Dem mittleren Kuppelsaal als Hauptraum wurde laut Ausstellungskatalog *eine ganz vorzügliche Ausstattung zu Theil*. *Das Oberlicht verbreitet ein allseitig wohlthuendes, nirgends blendendes Licht, die Fontaine wirft aus den grünen Blattpflanzen heraus ihren erfrischenden Sprühregen, und weiche Bänke laden zum dolce far niente ein. Von prächtiger Gesamtwirkung sind Decke – das Spiegelgewölbe ist von Leutner gemalt, – Wände – die*



Der halbrunde Anbau am Kunstpavillon. Der malerisch-orientalische Stil, den Adolf Gnauth für das Äußere der Ausstellungspavillons wählte, rief teilweise heftige Kritik hervor. Die reiche, farbig gefasste Dekoration wurde später wieder entfernt, Foto 1882. (StadtAN A 41 Repro 190-16)

Für Bemalung und Stuckierung der Innenräume waren unterschiedliche Künstler tätig. Im Kunstpavillon wurden während der Landesausstellung namhafte Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts präsentiert. Foto 1882. (StadtAN A 76 RF 77-71-07)





Gobelins unter dem Hauptgesimse sind von Schraudolph, – und Thürumrahmungen. Mit dem Künstler der Gobelins war der aus einer Malerfamilie stammende Claudius Schraudolph d. J. (1843–1902) gemeint, der erst kurz zuvor die Fassade des Hotels Bellevue in München mit Fresken ausgestattet hatte und von 1883 bis 1894 die Königliche Kunstschule in Stuttgart führen sollte. Der versierte Genre- und Dekorationsmaler hatte mit der Innenausstattung eine üppige, dem Zeitgeschmack entsprechende Dekoration geschaffen.

Am Marientorgraben 8

Nach Beendigung der Schau übernahm wie vorgesehen das Bayerische Gewerbemuseum den Pavillon und ließ ihn vom Maxfeld weiter südlich an den Marientorgraben transferieren. Dort, im Randbereich des Stadtzentrums, hatte die Institution 1877 den so genannten Nonnengarten erworben, um auf dem Grundstück ein neues Hauptgebäude zu errichten. Direkt am Graben, der nach der Einlegung der Stadtmauer an dieser Stelle eingebnet war, wurde der Pavillonkomplex, den man zuvor seines ornamentalen Zierrats entkleidet hatte, wieder aufgestellt. Hinter dem Gebäude, zur Pegnitz hin, sollte eine kleine Gartenanlage entstehen, während die südlich anschließende Fläche für das Neubauprojekt vorgesehen war.

Nach Beendigung der Landesausstellung erlaubte laut Verwaltungsbericht von 1883 die Stadtgemeinde ... dem bayr. Gewerbemuseum ... den Kunstpavillon der bayr. Landesausstellung auf dem Mauerzwinger und einen Teil des zu dem solchen angrenzenden Stadtgrabens beim linken Einflusse der Pegnitz in die Stadt aufzustellen und in der ... Umgebung des Gebäudes, Vorgarten und Hof einzurichten. Grundrissplan, 5.7.1883. (StadtAN C 20/IV Nr. 16739)

Schließlich entstand hier das noch heute bestehende neobarocke Gebäude von Theodor von Kramer (1852–1927). Im Sommer 1885 wurde das Ausstellungshaus mit der „Internationalen Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legierungen“ eröffnet, und ab September 1886 beherbergte es dann die „Permanente Ausstellung für Industrie und Handel“, zudem fanden dort kleinere Fachaussstellungen statt. Ohne die überbordende Bauornamentik wirkte das Gebäude mit den hohen Fenstern, die auf allen Seiten einen Blick in das Gebäudeinnere ermöglichten, gleich viel sachlicher. Das Prinzip des Eisenschwermbaus trat nun deutlicher in Erscheinung: *Ein eisernes Ständer- und Bindersystem von knapper, bewusst auf Masse verzichtender Linieneleganz war durch zwei den ganzen Bau durchlaufende Gesimsbänder versteckt und in einzelne normmäßig sich wiederholende Wandkompartimente zerlegt, die zwischen mit Ziegeln ausgemauerten schmalen Feldern große Fensterrechtecke zeigen. Als Massenform war ein großes Rechteck gewählt, das nur auf der Schmalseite ... in einem reinen Halbrund ausbuchtet. Da die Ecken des Gebäudes wegen der notwendigen Versteifung ohnedies eine etwas breitere Form der Mauerstreifen erforderten, werden über den Eckkompartimenten turmartige Aufsätze errichtet. Nur in den barocken Helmen dieser Türme und einem ähnlichen Turmaufsatz über der Mitte der Rotunde – im übrigen war das Gebäude flach gedeckt – kam der damals in Mode ge-*



kommene Neubarock zum Ausdruck, während der Bau als Ganzes sich eine klassizistische Strenge bewahrt hatte, die zu der klaren konstruktiven Durchbildung stimmte. Diese Würdigung des Kunsthistorikers und -kritikers Justus Bier (1899–1990), über 40 Jahre nach Entstehung des Ausstellungshauses für die Nürnberger Zeitung anlässlich des Umbaus zum Dürerjahr geschrieben, liefert eine exakte Beschreibung der Architektur und ihres konstruktiven Systems.

Bereich um die damals als Glaspalast bezeichnete Norishalle am Marientorgraben; links daneben das Schulgebäude, dahinter das Gewerbemuseum. Vermutlich stammt das Blatt von Adolf Gnauth, lavierte Federzeichnung auf Pergament, undatiert. (StadtAN C 7/VIII Nr. 3498)

Glaspalast

Skelettbauten aus Glas und Eisen waren zur Zeit der Nürnberger Industrieschau nichts Neues mehr: 1854 fand in München die erste deutsche Industrieausstellung im eigens dafür errichteten *Glaspalast* statt, dessen Ausführung in den Händen der Firma Cramer-Klett lag. Vorbild für das Ausstellungsgebäude war wiederum der Crystal Palace der Londoner Weltausstellung von 1851. Diese beiden Beispiele einer neuen, lichtdurchfluteten Erlebnis- und Unterhaltungsarchitektur waren jedoch von weitaus größeren Dimensionen und bestanden gänzlich aus Glas und Gusseisen. Das Trägergerüst der Bauten wurde nicht mit massivem Mauerwerk verkleidet und versteckt, sondern blieb offen sichtbar. Durch die Verglasung der Zwischenräume schienen die Fassaden vollständig geöffnet. Der schon in London und München verwendete Name „Glaspalast“ sollte sich auch für das Gebäude am Marientorgraben einbürgern – trotz der konventionelleren Gestaltung mit Backsteinmauern, die das Eisenfachwerk ausfüllten. Lediglich in der großzügigen Durchfensterung konnte der Begriff seine ästhetisch-bauliche Entsprechung finden.

Blick vom Marienortgraben auf die Norishalle. Vom üppigen Zierrat ist nur die Bemalung der Mauerfelder geblieben. Die hohen Fenster ermöglichten einen guten Einblick in das Gebäudeinnere. Ihnen verdankt der Bau seinen Namen Glaspalast. Foto Ferdinand Schmidt, wohl 1890/1900. (StadtAN Repro 161-VII-18)



Mit der Fertigstellung des Bayerischen Gewerbemuseums im Jahr 1897 wurde der *Glaspalast* am Marienortgraben einer neuen Nutzung zugeführt. 1899, nach der Unterzeichnung eines Vertrags zur Errichtung des Eisenbahnmuseums in Nürnberg, zog hier der Vorläufer des DB-Museums ein. Mit einer Gesamtfläche von 3.400 Quadratmetern, neun Präsentationssälen und zwei Ausstellungskorridoren stand dem Verkehrsmuseum genügend Raum für seine Sammlungen zur Verfügung. Hier wurde auch erstmals das Modell der ersten deutschen Lokomotive der Nürnberg-Fürther Eisenbahn präsentiert. Der stetige Zuwachs an Exponaten und Materialien machte bald eine Vergrößerung des Museums notwendig. Bereits 1910 erhielt das Eisenbahnmuseum von der Stadt einen Bauplatz an der Lessingstraße, doch erst 1925 konnte der Neubau dort eröffnet werden.

Zwischennutzung

Für die Norishalle bedeuteten die folgenden Jahre nach dem Auszug des Museums eine Zeit der Zwischennutzung, die befristete Lösungen und verschiedene Instandhaltungsarbeiten an dem inzwischen recht mitgenommenen Haus mit sich brachte. Die Räume waren an verschiedene Firmen untervermietet, und Versammlungen sowie Tagungen von Industrie- und Gewerbevereinen fanden statt. Gleichzeitig waren im renovierten Erdgeschoss immer wieder große, von den Nürnberger Kunstvereinen und -verbänden organisierte Sonderschauen zu sehen. Das Haus diente damit der Entlastung der ganz in der Nähe gelegenen Kunst-Ausstellungs-Halle am Marienort, der heutigen Kunstthalle. So zeigte die renommierte Albrecht-Dürer-Gesellschaft verschiedene Ausstellungen, und 1924 fand die „Jahresschau Nürnberger Kunst“ statt, eine von allen Nürnberger Verbänden getragene Gemeinschaftspräsentation. Das Nebeneinander von gewerblicher und kultureller Nutzung wurde von Verwaltung wie Kunstschaffenden als unbefriedigend empfunden. Kritik entzündete sich an den Werbeschildern der eingemieteten Geschäfte und Unternehmen, die am Haus prangten und es verunzierten. Anlässlich der

Jubiläumsausstellung von 1924 spottete eine Nürnberger Zeitung: *also so herrlich weit hat es die Kunst in Nürnberg gebracht, daß sie ihr Gebäude mit Gummisohlen teilen muß.* Die Verwaltung unter dem damaligen Hochbauamtsleiter Walter Brugmann (1887–1944) reagierte sofort und schlug eine gemeinsame Tafel für alle Firmen vor, die als Untermieter am Marientorgraben 8 eingezogen waren. Gleichzeitig wurde die Klärung einer endgültigen Zweckbestimmung angemahnt und damit verbunden eine neue Namensbezeichnung für den Bau eingefordert, *ehe der wenig geeignete „Glaspalast“ sich eingebürgert hat.* Es blieb jedoch zunächst bei der alten Bezeichnung *früheres Verkehrsmuseum.*

Der neue Name: Norishalle

Erst zwei Jahre später wurde ein Schreiben des Verkehrsmuseums an den Stadtrat vom 27. April 1926 zum Mitauslöser für die Suche nach einem neuen Namen. Verwirrung bei Besuchern und Irrläufer in der Postzustellung hatten die Museumsleitung veranlasst, in aller Deutlichkeit auf den Missstand hinzuweisen: *Der Unmut der Irrgänger macht sich gewöhnlich in heftigen Ausdrücken Luft und fast stets wird dem Verkehrsmuseum und seiner Leitung die Schuld an den Missverständnissen aufgebürdet.* Ohne Umschweife schlug man vor, *die Bezeichnung in „Städtische Ausstellungshalle am Marientorgraben“ umzustellen und forderte gleichzeitig, zur Aufklärung der öffentlichen Organe und der Einwohnerschaft ... die Presse entsprechend zu verständigen.* Das unmittelbar vor der Tür stehende Großereignis des Dürerjahres ließ den kompletten Umbau des maroden Baus und die Festlegung eines neuen Namens dringlich werden. Nürnbergs Oberbürgermeister Hermann Luppe (1874–1945) rief nun Presse und Bevölkerung zur Beteiligung an der Namensuche auf. Die daraufhin eingesandten Vorschläge und Ideen spiegeln im Großen und Ganzen die wechselnden Funktionen des Gebäudes wieder. Begriffe wie *Gewerbehalle, Noris-Ausstellungsbau, Ring-Museum* oder *Industrie-Halle am Marientor* machen das bisherige Fehlen eines klaren Nutzungskonzeptes für das Haus am Marientorgraben deutlich. Lediglich der häufig auftauchende Zusatz *Noris* lässt sich als Gemeinsamkeit feststellen. Ein Umstand, den auch die Presse immer wieder in ihrer Berichterstattung



Die Südfassade kurz vor dem Umbau 1927. Der marode Zustand machte einen kompletten Umbau notwendig. Die auf den Fotografien aus den 1890er Jahren noch deutlich zu sehenden ornamentalen Malereien auf den Mauerfeldern sind fast völlig verschwunden, Foto 4.5.1927. (StadtAN A 38 II Repro)

über die Namensuche aufgriff und kritisierte. Manchen Bürger verleitete sein Unmut über die verschiedenen Zwischennutzungen zur Vergabe von Spottnamen. So schlug ein *alter Eisenbahner* in einem Brief vom 6. Juni 1926 vor, das Gebäude in *Nürnberger Allerlei* umzubenennen. Ein weiterer Nürnberger schickte gar eine ganze Liste mit Vorschlägen, die von *Arche Noa* über *Austragsstüberl* bis zum *Kunst Asyl* reichten. Am 9. Juni beschloss der Stadtrat schließlich die Umbenennung in *Norishalle*, um Verwechslungen mit anderen Ausstellungsorten in der Stadt wie dem neuen Verkehrsmuseum in der Lessingstraße, dem Gewerbemuseum oder der Kunst-Ausstellungs-Halle am Marientor künftig auszuschließen. Dieser Name sollte bis zum heutigen Tag Bestand haben.

Umbau zum Dürerjahr 1928

Wenig später erhielt die Norishalle ein neues bauliches Gewand. Im Dürerjahr 1928 sollte in dem Ausstellungsgebäude eine groß angelegte Schau der deutschen Gegenwartskunst stattfinden. Nach dem Umbau im Inneren folgte die Neugestaltung der Fassaden. Walter Brugmann, der bereits die Norishalle in der Phase der Zwischenlösungen und Untervermietungen betreut hatte, wurde mit diesem Umbau beauftragt. Der zunächst als freier Architekt tätige Brugmann war seit 1922 im Hochbauamt der Stadt Nürnberg beschäftigt und wurde 1928 zum Baureferenten gewählt. Heute ist sein Name vor allem mit dem Reichsparteitagsgelände verbunden, dessen Bauleitung er von 1934 bis 1941 innehatte. In der Weimarer Zeit zeigte er sich als Vertreter einer moderat-modernen Formsprache. Neben der Norishalle stammen der Koksunker (1927/28) am Gaswerk in Sandreuth und die den älteren Nürnbergern als Plärrer-Automat (1928/31) noch gut bekannte Straßenbahnwarte Halle von ihm.

Die Norishalle im neuen Gewand zum Dürerjahr. Über der Südfassade prangt der Titel der großen Kunstausstellung, mit der das Gebäude eröffnet wurde, Foto 1928. (StadtAN A 38/I B 37-1)

Ein Jahr vor der Ausstellung, am 9. November 1927, waren die Arbeiten an der Fassade und der Innenausbau vollendet. Das Amtsblatt der Stadt Nürnberg aus dem Jahr 1928 vermerkte dazu, *als Ausstellungshalle für die Zwecke der Kunst ist die Norishalle jetzt in Belichtung und innerer Ausgestaltung zweifellos nicht nur vorbildlich sondern auch erstklassig. Die Hauptfassade des Gebäudes schmücken Fresken von Professor Wilhelm*

Nida-Rümelin in Nürnberg, die auf die vier durch zwei Stockwerke gehenden länglichen schmalen Rechtecken Architektur, Bildhauerei, Malerei und Gebrauchskunst versinnbildlichen. Bei der Fassadenerneuerung durch Brugmann wurde das den Baukörper durchziehende Gesamtraster beibehalten. Auch die Ecktürme sind bestehen geblieben und betonen die Kanten des lang gestreckten Baukörpers. Statt mit geschwungenen Turmaufbauten sind sie nun mit flachen, kaum sichtbaren Zeltdächern bekrönt, während der Hauptbau mit einem Flachdach versehen ist. Die glatt verputzten, ornamentlosen Wände, das



Flachdach und die wegen der fehlenden Brüstungsfüllungen optisch zusammengefassten Fenster verliehen der Norishalle ein modernes Gepräge. Ein schlichtes, durch mehrfache Profilrahmen tief eingeschnittenes Portal an der Südseite diente als Eingang. Darüber prangte der Jungfrauenadler, das heraldische Wahrzeichen der Stadt. Entstanden war ein insgesamt schlichter, in Ansätzen moderner Bau. In der Beurteilung der Ausgestaltung der Innenräume war sich die Presse recht einig, die das ausführende Hochbauamt Abteilung III mit lobenden Worten bedachte. Zurückhaltender fielen die Beschreibungen der Fassade aus. Lediglich Justus Bier als Verfechter der Weimarer Moderne kam zu einem positiven Urteil.



Mit dem Umbau erhielt die Norishalle eine gemäßigt moderne Außenhülle. Der halbrunde Anbau wirkt mit seinen hohen schmalen Fenstern wie eine Kirchenapsis. Foto 1928. (StadtAN A 64/I-134)

Am auffallendsten an der Norishalle waren die Fresken links und rechts neben dem Haupteingang. Entsprechend dem künftigen Verwendungszweck des Gebäudes waren hier in einem an die Neue Sachlichkeit angelehnten Stil die Künste dargestellt. Für diese Malereien wurde der Bildhauer und Freskomaler Wilhelm Nida-Rümelin (1876–1945) verpflichtet, der seit 1923 als Professor an der Kunstgewerbeschule wirkte. In München ausgebildet, hatte er bereits Erfahrungen in der Monumentalmalerei. Kleine Szenen versinnbildlichen die verschiedenen Kunstgattungen. Da die Mauerbänder ein hochrechteckiges Format vorgeben, sind die Darstellungen übereinandergestellt. Über einem Innenraum, in dem zwei Künstler arbeiten, gibt eine fensterartige Öffnung den Blick auf eine weitere Figur frei. So zeigt das Tableau mit der Gebrauchskunst einen auf einem Stuhl sitzenden Bildschnitzer, während neben ihm eine Frau Keramikwaren aufstellt. Das Fenster darüber gewährt uns einen Einblick in das Atelier eines Grafikers. Die Malerei zeigt eine Künstlerwerkstatt, in der gerade an einem Aktmodell gearbeitet wird. Durch die darüber liegende Öffnung blicken wir in ein Studio, in dem eine Malerin die Nürnberger Burg im Bild festhält. Die Szenerie unmittelbar rechts vom Eingang widmet sich der Bildhauerei, die durch einen Metallbildhauer, einen Erzgießer und einen Steinbildhauer, der eine Madonnenfigur bearbeitet, repräsentiert wird. Zuletzt folgt noch die Architektur, bei der Bauherr und Baumeister über einen Plan gebeugt ins Gespräch vertieft sind. Hinter ihnen erhebt sich eine imposante Hochhauskulisse. Einige der Personen kann man mit Nürnberger Künstlern identifizieren. So ist der Grafiker ein Porträt des Zeichners Max Körner (1887–1963), seit 1921 Professor für Gebrauchsgrafik an der Kunstgewerbeschule. Für die Figur der Keramikerin gab die seit 1909 freischaffend tätige Malerin Rosa Ulsamer-Brill (geb. 1884), Ehefrau des Direktors der Kunstgewerbeschule, das Vorbild ab. Der Aktmaler ist Hugo Kraus (1874–1935) und der Steinbildhauer Konrad Roth (1882–1958); beide waren an der Nürnberger Kunstgewerbeschule ausgebildet worden. Hinter dem Metallbildhauer verbirgt sich vermutlich



Diese drei Aufnahmen – auf dem Foto links ist eines der beiden Gemälde des Bauhauskünstlers Lionel Feininger für die große Kunstausstellung im Dürerjahr zu sehen – zeigen die in Belichtung und Raumverhältnissen vorzüglich gelösten Innenausbauten. Nicht nur der Kunstkritiker Justus Bier lobte die neuen Räumlichkeiten, auch andere schlossen sich diesem positiven Urteil an, Foto 1928. (StadtAN A 64/I-133,132,131)

Joseph Pöhlmann (1882–1963), seit 1918 Professor für angewandte Kunst in Nürnberg, und mit der Figur des Bauherrn setzte Nida-Rümelin Oberbürgermeister Hermann Luppe und seinen Anstrengungen im städtischen Bauwesen ein Denkmal. Unklar ist, ob es sich bei der Architektenfigur um Walter Brugmann handelt oder um seinen Vorgänger Ludwig Wagner-Speyer (1882–1939). Bei der Figur des Erzgießers, hinter der die Presse Christoph Lenz (1884–1975) vermutete, der Nürnbergs berühmte, von Daniel Burgschmiet begründete Kunstgießerei weiterführte, handelt es sich vermutlich um ein Werkzitat des Malers, der eine Figur aus seinem eigenen Schaffen ins Bild setzte. Die monumentale Form der Freskomalerei und die Darstellung lebender Personen fanden nicht ungeteilten Beifall. Nida-Rümelin wurde einerseits als *Wiedererwecker der Freskokunst* gefeiert, der *jene geistige Einstellung ... wie sie etwa die Frührenaissance pflegte* vertrete, gleichzeitig bemängelte man an den Szenen, dass die *Kunstgewerbeschule sich in die Dominante gesetzt hat*. Für Nürnbergs Künstler war die Auftragsvergabe an Nida-Rümelin schwer verständlich, lehrte dieser doch als Professor für Bildhauerei und nicht als Maler an der hiesigen Kunstgewerbeschule. Zudem hatte man gehofft, dass *die freischaffende Kunst in Nürnberg auch einmal einen Kommissionsauftrag an einem so prominenten Platz Nürnbergs erhalten hätte* – wie Oskar Franz Schardt vom Fränkischen Kurier anmerkte. Und für den Architekten Ludwig Ruff (1878–1934), der sich als Vertreter der Nürnberger Künstlerschaft in einem Leserbrief vom 20. November 1928 zu Wort meldete, war die Norishalle *schlicht für eine derartige Freskobemalung nicht geeignet*.

Mit der großen Kunstausstellung „Deutsche Kunst der Gegenwart“ zum 400. Geburtstag von Albrecht Dürer wurde der neue Bau eingeweiht. In der groß angelegten Schau waren nahezu alle namhaften deutschen Künstler der Gegenwart vertreten. Doch ähnlich wie die bauliche Hülle der Ausstellung Ausdruck einer nur gemäßigten Architekturmoderne war, so war auch die Kunstpräsentation lediglich in Teilen der Moderne verpflichtet. Der überwiegende Teil der beteiligten Künstler ist dem späten Expressionismus zuzurechnen, Werke von Bauhauskünstlern blieben in der Minderzahl. Mit dem Dürerjahr hatte die Norishalle ihren festen Platz im städtischen Ausstellungs- und Kunstgefüge erhalten, obwohl immer noch einige der Räumlichkeiten dem Theater und der Produktenbör-

se zur Verfügung standen. In den Folgejahren wurden hier große Kunstausstellungen gezeigt, aber auch Präsentationen wie „Das alte Nürnberg“ mit über 500 Fotografien von Edgar Titzenthaler.

In der NS-Zeit

Veränderungen und bauliche Eingriffe brachte die Zeit nach der nationalsozialistischen Machtergreifung. Gleich im Juni 1933 wurde das Luppe-Bildnis an der Fassade getilgt. Wohl auf Veranlassung von Julius Streicher (1885–1946), Widersacher Luppes, seit dieser 1920 in sein Bürgermeisteramt gewählt worden war, erschien Nida-Rümelin in der Stadtverwaltung und bot die eigenhändige und unentgeltliche Übermalung seines Freskos an. Die Fränkische Tageszeitung notierte dazu polemisch: *Luppe ärgert immer noch seine Nürnberger. Von der Außenwand unseres alten Verkehrsmuseum am Marientor schaut sein unangenehmes Bonim herab. Der Bauplan, den er in der Hand hält soll andeuten, als wenn er gerade schwer beschäftigt wäre ... Da aber nun die Nürnberger ihren Luppe lange genug haben anschauen müssen, besteht allseits der heftige Wunsch, daß der Luppe vom Verkehrsmuseum alsbald verschwinden möge.* Als große Enttäuschung empfand der Betroffene die anbiedernde Haltung des Malers. In seinen Lebenserinnerungen äußerte Luppe, der mit dem Künstler während seiner Amtszeit in persönlichen Kontakt kam, über den Vorgang, *daß Bilder und Büsten von mir überall beseitigt wurden, war begreiflich, daß Herr Prof. Nida-Rümelin die Figur mit meinem Kopf an der Norishalle selbst übermalte nicht.*

Nach den ersten Veränderungen an der Fassade folgte dann Ende der 1930er Jahre eine vollkommene Umgestaltung der Innenräume. Als Stadt der Reichsparteitage wollte man mit einem geeigneten Präsentationsort für groß angelegte Ausstellungen aufwarten, der zudem die zu erwartenden Besuchermassen aufnehmen konnte. Neben dem Neuanstrich der Fassade und der Veränderung der Eingangssituation am Marientorgraben wurden die hohen Fenster am Rundbau verschalt. Im Inneren kam es zum Umbau des Treppenhauses, neue Decken und Oberlichtglasdecken wurden eingezogen. Eine Wandverkleidung aus mit Nesselstoff bespannten Brettern, Fußböden aus Jura-marmor in den Haupträumen, neue Tür-

Die monumentalen Fresken von Wilhelm Nida-Rümelin waren neuartig für Nürnberg, Foto 1928. (StadtAN A 38/F B 37-13.)





Das vorläufige Ende des Ausstellungshauses: An der Stelle der Norishalle ist nur mehr ein Trümmerfeld zu sehen, Foto 1945. (StadtAN A 39 4746 S)

rahmen und vor allem eine Vertäfelung aus Nussbaumholz, die knapp ein Viertel der Wandflächen einnahm, veränderten die einst lichten, modernen Räume und verliehen ihnen ein eher gediegen-biederer Aussehen. Bei der Einweihungsfeier lobte Oberbürgermeister Willy Liebel (1897–1945) vor allem die neue Beleuchtungseinrichtung, denn *eine*

ähnliche Konstruktion befindet sich nur noch im Louvre zu Paris. Verantwortlich für den Umbau war als Leiter des Hochbauamtes Paul Seegy (1891–1975). Mit einer Schau von Gemälden und Plastiken aus städtischem Kunstbesitz wurde der Bau im März 1939 schließlich wieder eröffnet. Eine Zäsur in der Gebäudehistorie setzten die Bombennächte des Zweiten Weltkriegs: Anfang 1945 wurde die Norishalle bei Luftangriffen völlig zerstört.



Das Norishallengelände mit großteils üppigen Bewuchs, Foto 24.7.1962. (StadtAN BB-71551)

Steven M. Zahlaus:

Marientorgraben 8 III: Zwischenzeit – viele Pläne, viel Grün 1945-1963

Nach der Vernichtung der Norishalle Anfang 1945 als Folge mehrerer Luftangriffe lag das Gelände am Marientorgraben für beinahe 20 Jahre brach. Zwar gab es Überlegungen beziehungsweise Versuche, diese Fläche nach Beseitigung der Trümmer einer sinnvollen Verwertung zuzuführen. Jedoch konnten aus verschiedensten Gründen alle Pläne, die bis Ende der 1950er Jahre hierzu entstanden, nicht umgesetzt werden. So erhielt die Natur die Möglichkeit, soweit ihr das die noch vorhandenen Fundamente der alten Norishalle erlaubten, sich im Laufe der Jahre des Terrains mehr und mehr zu bemächtigen.

Kellergaststätte

Bereits Ende 1945 erfolgte der erste Vorstoß, das Gelände wieder zu nutzen. Im Dezember 1945 führte die Brauhaus Nürnberg AG Vorverhandlungen mit dem städtischen Grundstücksamt wegen des Ausbaus der unter der zerstörten Norishalle befindlichen Keller zu einer Gaststätte. In Ermangelung vorhandener Räumlichkeiten, insbesondere geeigneter Säle, aufgrund des kriegsbedingten Gebäudeverlustes wurden deshalb noch bestehende Kellerräume auch in die Planungen zur Schaffung neuer Gaststätten einbezogen. Sie sollten zumindest bis zur Wiederherstellung oder dem Neubau von Häusern für das Gaststättengewerbe als Zwischenlösung dienen. Nachdem die Brauhaus Nürnberg AG ihr Vorhaben und die notwendige Planvorlage zwischenzeitlich bei der Baupolizei und der Gewerbepolizei angemeldet und eingegeben hatte, bat sie am 18. Februar 1946 das Grundstücksamt darum, ihr *den Noris-Keller entsprechend diesen Planunterlagen nunmehr endgültig pachtweise zu überlassen*. Der von dem Architekten Franz Reichel (1901–1965) stammende Entwurf vom 31. Januar 1946 für diese Kellergaststätte sah neben der Küche und den erforderlichen sanitären Anlagen im Wesentlichen einen *Wirtschaftsraum für 280 Personen* vor. Entgegen der Lage der ehemaligen Norishalle verlief die geplante Gaststätte in der Längsachse nach Nordwesten/Südosten. Zu diesem Zeitpunkt war der Trümmerschutt der alten Norishalle noch nicht beseitigt. Neben der Brauhaus Nürnberg AG interessierte sich ebenso die Freiherrlich von Tucher'sche Brauerei AG seit Januar 1946 für die Einrichtung einer Gaststätte im Noris-Keller. Da die Brauhaus Nürnberg AG zuerst auf die fraglichen Keller aufmerksam geworden war, beschloss der Grundstücksausschuss des Nürnberger Stadtrats am 30. August 1946, die Kellerräume grundsätzlich an die Brauhaus Nürnberg AG zu verpachten, sobald die bauwirtschaftlichen und baupolizeilichen Genehmigungen vorlägen. Infolge des zeitbedingten Mangels an Baumaterialien sah sich die Brauhaus Nürnberg AG jedoch nicht in der Lage, den Einbau der Kellergaststätte bis zum Herbst 1947 vorzunehmen. Sie wandte sich, da es der Stadt Nürnberg nicht zugemutet werden könne, *die Räume weiterhin brach liegen zu lassen, um sie für uns reserviert zu halten*, am 8. Oktober 1947

wiederum an das städtische Grundstücksamt mit der Bitte, die Kellerräume als Lebensmittellager für ihre Wirte anmieten zu dürfen. Da die Brauhaus Nürnberg AG aber bis zu diesem Zeitpunkt keine genehmigungsreifen Baupläne vorgelegt hatte, entschied sich der Grundstücksausschuss des Stadtrats am 11. Dezember 1947 dafür, Verhandlungen mit der in Fürth ansässigen Firma Fränkische Edelbranntweinbrennerei und Mineralwasserfabrik Thomas & Gerstacker aufzunehmen, die in den umzubauenden Kellern eine Spirituosenfabrikation und ein Lager einrichten wollte. Auch dieses Vorhaben wurde letztendlich nicht verwirklicht.

Kulturzentrum

Doch es gab frühzeitig schon weiterreichende Überlegungen für das Norishallengelände. Im Rahmen des 1947 durchgeführten *Architekturwettbewerbs über den Wiederaufbau der Altstadt Nürnberg* legten die Architekten Heinz Schmeißner (1905–1997), der, seit 1949 Hochbaureferent und 1952–1970 Baureferent, den Wiederaufbau Nürnbergs maßgeblich gestaltete, und Wilhelm Schlegtendal (1906–1994), als freier Architekt seit 1946 in Nürnberg tätig, unter Beteiligung ihres Mitarbeiters und Architekten Joseph Fröhlich auch einen Entwurf für ein Kulturzentrum vor, für den sie einen dritten Preis erhielten. Das geplante Kulturareal umfasste neben der Musikhochschule, dem Naturhistorischen Museum, der Bayerischen Landesgewerbeanstalt (BLGA), einem Haus für technische Wechselausstellungen mit Räumen für technische Vereinigungen, einer Höheren Schule und einer Grünanlage auch den Wiederaufbau der *Norishalle mit Konzert- und Vortragsaal*, die bereits vor ihrer Zertrümmerung viele Jahre als Kunstaustellungsgebäude gedient hatte. Der Titel von Schmeißners und Schlegtendals Architekturvorschlag lautete *Die Umgebung der Meistersingerkirche*. Denn die Gebäude des vorgesehenen Kulturzentrums gruppierten sich um die im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörte, früher auch als „Meistersingerkirche“ bezeichnete Katharinenkirche – womit diese zentraler Bestandteil des Gesamtkonzepts war – und erstreckten sich bis auf die Hintere Insel Schütt und zum Marientorgraben. Zu einer Ausführung der Pläne kam es zwar nicht, doch orientierte sich die Verwirklichung der schließlich 1969 im Rahmen der Hundertjahrfeier des Bestehens der Landesgewerbeanstalt Bayern eingeweihten neuen Norishalle gerade in ihrer höhenmäßigen Ausrichtung und Gestaltung zum Marientorgraben hin an der von Schmeißner und Schlegtendal vorgegebenen Grundkomposition.

Ansicht der von Heinz Schmeißner und Wilhelm Schlegtendal geplanten neuen Norishalle mit dem südwestlich davon gelegenen Haus für technische Wechselausstellungen vom Marientorgraben aus, 1947. (StadtAN A 4/X Nr. 42)

Noch vor dem Abschluss des Wiederaufbaus des im Zweiten Weltkrieg völlig zerstörten Technischen Gebäudes der BLGA 1955 bekundete der seit 1953 amtierende Direktor die-





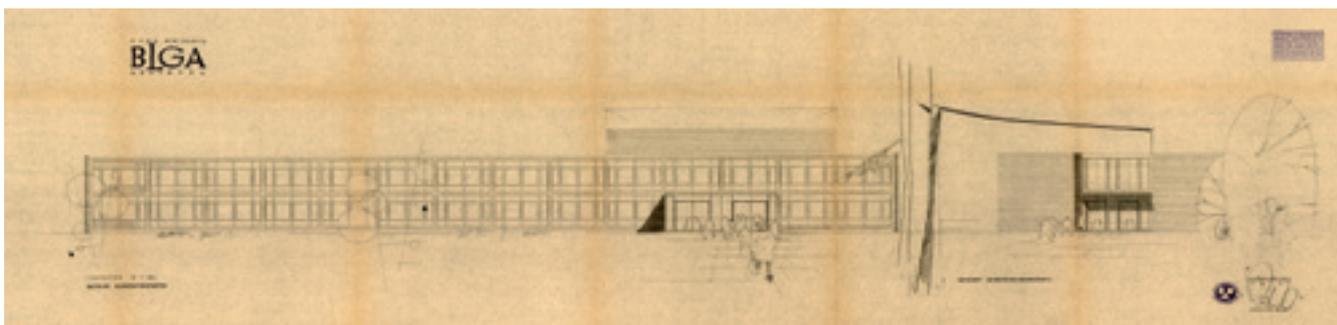
ser Einrichtung Andreas Mulzer (1909–1956) Anfang 1954 das entschiedene Interesse seines Hauses sowohl an dem Norishallengelände (einschließlich des Areals der ehemaligen Poliklinik hinter dem Stadtmauerturm Blau B) als auch an dem benachbarten Gelände des nicht wieder errichteten Marientorschulhauses. Anlässlich des Beginns der Bauarbeiten für einen Parkplatz auf dem Areal der ehemaligen Marientorschule Anfang Juli 1954 bat Mulzer den damaligen Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, Otto Bärnreuther (1908–1957), die nebeneinander liegenden Grundstücke aufgrund des absehbaren Platzbedarfs der BLGA für diese zu reservieren, da sie *die einzige organische Erweiterungsmöglichkeit für die Landesgewerbeanstalt* darstellen würden. Zwar wurde ein zukünftiger Raumbedarf der BLGA seitens der Stadt nicht bestritten und zugleich betont, dass der sich in Ausführung befindende *Parkplatz keine Sache für alle Zeiten sein* werde. Doch es wurde auch ernsthaft bezweifelt, dass es der BLGA nach den vorangegangenen Baumaßnahmen zu diesem Zeitpunkt finanziell überhaupt möglich sei, ein weiteres Gebäude zu errichten. Baureferent Heinz Schmeißner verwies zudem darauf, *daß wir wieder eine Norishalle brauchen* und somit das Norishallengelände der BLGA nicht zur Verfügung gestellt werden könne. Vielmehr käme eine Erweiterung Richtung Westpennest, eventuell sogar unter Einbezug des dem Gewerbemuseum direkt benachbarten Luitpoldhauses, weitaus eher in Betracht. Schmeißners Ansicht konnte sich allerdings nicht durchsetzen, zumal auch der Direktor der BLGA Mulzer weiterhin auf einem am Marientorgraben gelegenen Erweiterungsbau beharrte. Angesichts noch vorhandener Absichten, die BLGA nach München zu verlegen, wurde in der städtischen Referentenbesprechung am 21. September 1954 beschlossen, der BLGA bei ihren Vorstellungen entgegenzukommen, wenn diese bereit wäre, bei ihrem geplanten Neubau auch Räumlichkeiten für Ausstellungen vorzusehen, da die Stadt noch Bedarf an geeigneten Ausstellungsflächen habe. Zu einer derartigen Kooperation zwischen der BLGA und der Stadt Nürnberg kam es zwar nicht, doch konzentrierten sich fortan alle Neubauüberlegungen auf die am Marientorgraben zur Verfügung stehenden Flächen.

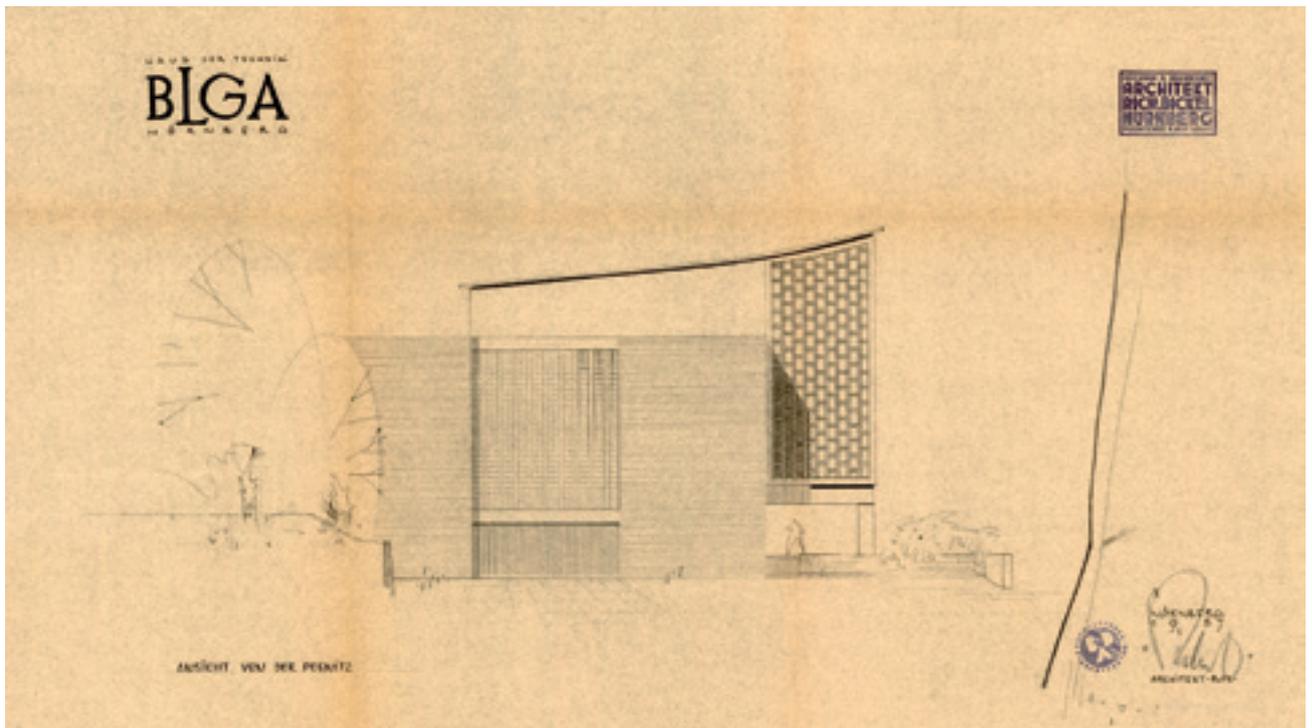
Der Norishallenentwurf von Heinz Schmeißner und Wilhelm Schlegental vom Marientor aus gesehen, 1947. (StadtAN A 4/X Nr. 42)

„Haus der Technik“

Beinahe zwei Jahre später, im Juli 1956, übersandte der 1955 zunächst als Vertreter und dann als Nachfolger des verstorbenen Direktors Mulzer berufene Direktor der BLGA Ludwig Kummerer dem Nürnberger Stadtrat einen ersten Vorentwurf für ein auf dem Areal der alten Norishalle und des neu angelegten Parkplatzes zu errichtendes „Haus der Technik“. Vorbild hierfür war das von dem 1927 in Essen gegründeten gleichnamigen Verein nach einem umfassenden Umbau 1939 als „Haus der Technik“ eröffnete, von dem Architekten Edmund Körner (1874/75–1940) Mitte der 1920er Jahre vollendete ehemalige Essener Börsengebäude nahe des Hauptbahnhofs. Diese bis heute im Essener Stammhaus beheimatete, zum Zeitpunkt ihrer Gründung erste Einrichtung dieser Art wirkte Mitte der 1950er Jahre noch fast ausschließlich als technisch-wissenschaftliches Weiterbildungs- und Schulungsinstitut mit hohem Praxisbezug; Ende der 1950er Jahre wurden auch kaufmännische beziehungsweise betriebswirtschaftliche Kurse und Seminare in das Veranstaltungsprogramm aufgenommen. Der Vorentwurf des Nürnberger „Hauses der Technik“ stammte von dem die BLGA beratenden Architekten Richard Bickel (1906–1987), der seit den 1950er Jahren vor allem in Nürnberg zahlreiche Verwaltungsgebäude, darunter das der Nürnberger Lebensversicherung am Rathenauplatz (1955), und Wohnhäuser plante und bereits für den Wiederaufbau des Technischen Gebäudes der BLGA verantwortlich gezeichnet hatte. Der, so die Darlegungen Kummerers, geplante *Repräsentativbau ... , der die Reihe der modernen Bauten am Rathenauplatz und Marientor fortsetzt*, sollte hauptsächlich im Erdgeschoss liegende *Ausstellungsräume beherbergen sowie ferner einen modernen Hörsaal (nicht Musiksaal) und viele kleinere Kursräume und Sitzungszimmer enthalten*. Das durch seinen feingliedrigen Bau auffallende „Haus der Technik“ hätte *das Bild der Ringstraße ... auflockern und mit Hilfe der Durchfahrt (zwischen Norishalle und Parkplatz) den hier Eintretenden einen unerwarteten Blick auf die Burg gewähren* sollen. Gegenüber dem Stadtrat begründete Direktor Kummerer am 6. September 1956 die Erfordernis des Neubaus mit dem Fehlen von Ausstellungsflächen und dem Bedarf an Büroräumen. Am 26. September 1956 teilte der berufsmäßige Stadtrat, Referent für Wiederaufbau, Wohnungs- und Grundstückswesen und spätere Oberbürgermeister Andreas Urschlechter (1919–2011) der Direktion der BLGA mit, *daß die Stadt Nürnberg – vorbehaltlich der Genehmigung durch den Gesamtstadtrat – bereit ist, mit Ihnen in Verkaufsverhandlungen bezüglich der ehemaligen Norishalle und der Poliklinik einzutreten*. Das Gelände des zerstörten Marientorschulhauses stehe, mittlerweile als Parkplatz dienend, als Folge straßenverkehrstechnischer Überlegungen nicht mehr zur Verfügung. Da seitens der Stadt die vorgesehenen Bauten generell als störend,

Ansicht der von Richard Bickel entworfenen neuen Norishalle vom Marientorgraben und vom heutigen Rosa-Luxemburg-Platz aus, März 1957. (StadtAN C 20/V Nr. 16740)





besonders hinsichtlich eines freien Blicks zur Burg, beurteilt wurden, legte Richard Bickel für die BLGA im März 1957 einen Neuentwurf vor, der allein auf dem ehemaligen Norishallengelände verwirklicht werden sollte. Der von Bickel noch als „Haus der Technik“ bezeichnete, gerade im Vergleich zum Entwurf Heinz Schmeißners und Wilhelm Schleglendals von 1949 zeitgemäß und modern anmutende geplante Neubau – von der BLGA wenig später „Haus der Wirtschaft und Technik“ benannt, da es aufgrund seiner Ausrichtung auf Ausstellungs- sowie Beratungs- und Entwicklungszwecke über das damalige Angebot des Essener „Hauses der Technik“ merklich hinausging – wurde in der Sitzung des Baukunstbeirats am 23. Mai 1957 in wesentlichen Teilen negativ begutachtet. Der Baukunstbeirat befürwortete grundsätzlich *eine erdgeschossige, pavillonartige Bebauung*. Der große Raumbedarf der BLGA mache aber *einen 2geschossigen Baukörper* notwendig. Zwar könnte einem solchen *noch zugestimmt werden*, doch um *einen befriedigenden Übergang zum Turm der alten Stadtmauer am Einfluß des südlichen Pegnitzarmes in die Altstadt zu erreichen, sollten hinsichtlich der Höhenentwicklung und insbesondere hinsichtlich des eingeschobenen Saaltraktes weitere Untersuchungen angestellt werden*. Diese Feststellungen, gerade hinsichtlich der Höhengestaltung, sollten für die Planung und Erbauung der neuen Norishalle in den 1960er Jahren weiterhin Gültigkeit besitzen.

Die geplante neue Norishalle mit dem integrierten Vortragssaal von Richard Bickel von der Pegnitz aus gesehen, März 1957. (StadtAN C 20/V Nr. 16740)

Ein Weltausstellungspavillon?

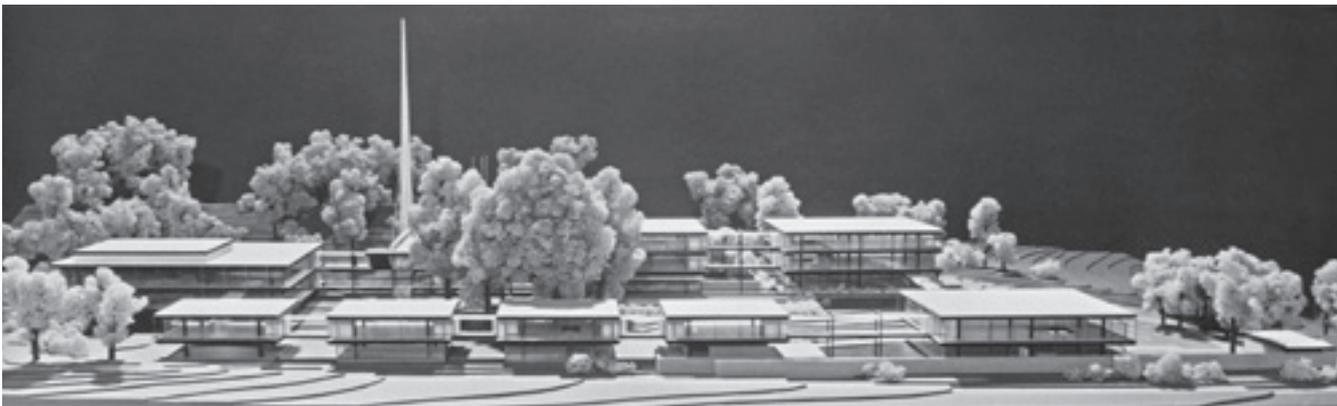
Zwar lag es wohl auch an dieser negativen Bewertung der von der BLGA beziehungsweise von Richard Bickel vorgelegten Entwürfe, dass diese keine Umsetzung erfuhren. Gravierender wirkte sich allerdings aus, dass die massiv auf öffentliche Zuschüsse angewiesene BLGA in diesen Jahren mit steigenden Fehlbeträgen im Haushalt zu kämpfen hatte – für den Erweiterungsbau wären immerhin 2,5 Millionen DM erforderlich gewesen – und die Grundstücksfrage noch immer offen war. Solange über die tatsächlich zur Verfügung

stehende Baufläche keine Klarheit bestand, besaßen alle Planungen der BLGA letztlich keine Aussicht auf Verwirklichung. Deswegen war auch dem Vorschlag des seit 1957 amtierenden Direktors der BLGA Hans Kempter, zumindest Teile des von den Architekten Egon Eiermann (1904–1970) und Sep Ruf (1908–1982) geplanten deutschen Pavillons der bis zum 19. Oktober 1985 andauernden Weltausstellung in Brüssel anschließend auf dem Norishallengelände und dem benachbarten Parkplatz aufzustellen, kein Erfolg beschieden. Möglicherweise geschah Kempsters Vorstoß als Folge des Gutachtens des Baukunstbeirats zum Entwurf Richard Bickels vom Mai 1957. Für die Neuaufstellung mehrerer nicht winterfester und somit entsprechend nachzurüstender Pavillongebäude bezifferte Sep Ruf die Kosten auf schätzungsweise 3 Millionen DM. Hinzu kam, dass der Vorschlag Kempfers, der sicherlich darauf abzielte, die Dringlichkeit eines Neubaus der Stadtspitze erneut vor Augen zu führen, mit dem langjährigen Vorsitzenden des Verwaltungsrats der BLGA (1946–1967) Ludwig Kastl (1878–1969) nicht abgesprochen war. Kastl hielt die Pavillonbauten für die Zwecke der BLGA für nicht geeignet und plädierte eher für ein neues Gebäude. Obwohl auch andere deutsche Städte Interesse an dem deutschen Pavillon zeigten, *fanden indes lediglich einige wenige Details der Architektur oder der Ausstellung nach 1958 eine Neuaufstellung. So wurde beispielsweise die [auch für Nürnberg vorgesehene] Eingangsbrücke nach Abbruch des Pavillons als Autobahnbrücke bei Duisburg wiederaufgebaut.*

Der Weg zur neuen Norishalle

Erst der Abschluss des Erbbaurechtsvertrags zwischen der Stadt Nürnberg und der BLGA am 29. Juli 1959, der diese verpflichtete, auf dem Norishallenareal *ein Gebäude, überwiegend für Ausstellungszwecke innerhalb von 5 Jahren nach Beginn des Erbbaurechtes zu erstellen* – die frühere Vertragsfassung hatte die Errichtung nur eines Ausstellungsgebäudes beinhaltet –, ermöglichte eine gezielte Planung und Umsetzung des Bauvorhabens. Die Raumsituation der BLGA gestaltete sich Anfang der 1960er Jahre zunehmend prekärer. Nicht zuletzt das 1955 ins Leben gerufene, im Technischen Gebäude nur behelfsmäßig und deshalb äußerst beengt untergebrachte Grundbauinstitut bedurfte dringend neuer Räume. Doch auch nach dem offiziellen Abschluss des beschränkten Architekturwettbewerbs für den Neubau der Norishalle 1963, an dem auch Richard Bickel teilnahm, sollten bis zur Grundsteinlegung für den Norishallenneubau am 14. Dezember 1965 nochmals zwei Jahre vergehen – bis zur Eröffnung am 14. April 1969 sogar mehr als fünf Jahre.

Modell des deutschen Pavillons auf der Weltausstellung 1958 in Brüssel. (Architekturmuseum der TU München)



Nikolaus Bencker:

Marientorgraben 8 IV: Die Norishalle

Das Drama um den Entwurf

Kaum ein anderes Gebäude in der Nürnberger Altstadt, mit Ausnahme der geplanten Augustinerhofbebauung von Helmut Jahn vielleicht, hat die Gemüter der Nürnberger Bürger- und Architektenschaft so bewegt, wie der „Betonklotz“ der neuen Norishalle am Marientorgraben. Der

Vorgängerbau war im Krieg zugrunde gegangen, die der Stadt Nürnberg gehörende Fläche lag noch fünfzehn Jahre nach Kriegsende brach. Die benachbarte Bayerische Landesgewerbeanstalt (LGA), die im neubarocken, schlossähnlichen Prachtbau am Gewerbemuseumsplatz ihren Sitz hatte, benötigte dringend Räume für ihre Fachabteilungen. Mitte der 1950er Jahre war bereits das „Technische Gebäude“ am südlichen Pegnitzhang nach Kriegszerstörung wiedererrichtet worden, es genügte aber schon bald nicht mehr den wachsenden Raumbedürfnissen der Techniker und Wissenschaftler. Außerdem sollte das im Eigentum der LGA befindliche Gewerbemuseum, eine wertvolle Sammlung zahlreicher Exponate und Mustertafeln zur *Förderung der gewerblichen und industriellen Arbeit in technischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung*, nach dem Wunsch des Museumsdirektors Curt Heigl moderne, zukunftsweisende Ausstellungsräume erhalten. Damit wollte die Stadt Nürnberg einen kulturellen Endpunkt der „berühmten Bahnhof-Marientorlinie“ zusammen mit dem gegenüber geplanten „Kulturzentrum“ (gemeint war das nach seiner Lage zwischen Königstor und Marientormauer benannte „Köma“-Projekt) setzen – den *Schlussstein von Nürnbergs Schokoladenseite*, wie die Abendzeitung titulierte. So wurde 1962 ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben, aus dem zwei Siegerentwürfe mit jeweils drei Stimmen Zustimmung hervorgingen. Die beiden Entwürfe der Architekten Friedrich Seegy (1909–1990) aus Nürnberg und Heinrich Graber (1926–2001) aus Fürth waren jedoch so unterschiedlich, dass es in der Preisgerichtssitzung zu sehr emotionalen Diskussionen kam, die *mit einer Heftigkeit, wie sie für ein Preisgericht nicht üblich ist*, geführt wurden. Schließlich einigte man sich auf die Planung von Graber, da sie *eine kraftvollere Architekturgestaltung* zeigte. Im Gegensatz zum Entwurf Seegys, der einen schlichten, ruhigen Baukörper vorsah, konzipierte Graber eine Doppelpavillonanlage für Bürobereich und Museum mit einer niedrigen Atriumverbindung. Die gesamte Anlage sollte in Sichtbeton gebaut werden. *Es ist gelungen, die zwei funktionell bedingten Einzeltrakte zu einer Einheit zu verbinden. Besonders reizvoll ist der Innenhof zwischen Büro- und Ausstellungstrakt. Die Architektonische Haltung ist eindrucksvoll*, so ist es im Protokoll des Preisgerichts, dem bekannte Architekten wie Professor Fred Angerer oder



*Handskizze des Architekten Heinrich Graber, 1964.
(StadtAN E 10/59 Nr. 177)*



Die Norishalle kurz nach Fertigstellung, Foto 1969. (StadtAN A 40 L 872-7a)

Ernst Maria Lang angehört, nachzulesen. Erhebliche Schwierigkeiten mit diesem *avantgardistischen Sichtbeton-Haus* hatte der Baukunstbeirat der Stadt Nürnberg, allen voran der damalige Baureferent Heinz Schmeißner. Er hatte dem Entwurf Seegys den Vorzug gegeben und lehnte die Planung Grabers wegen der *betonbunkerartigen Wirkung* ab, so die Stellungnahme des Baukunstbeirates im Januar 1964. Schmeißner

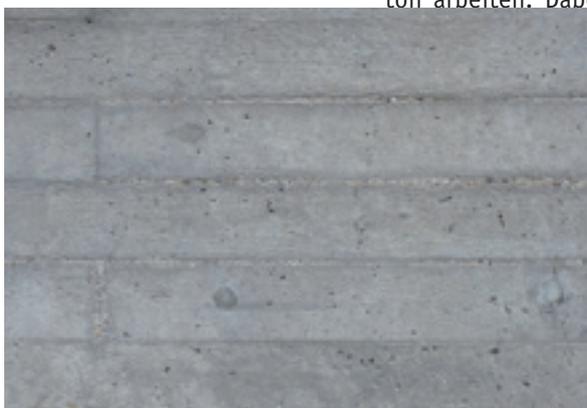
hielt die Arbeit Grabers, *so gut sie auch ist*, an dieser Stelle im Stadtbild für falsch. Im ersten Entwurf Grabers sollte der Büroteil der Pegnitz zugewandt sein und wäre in Konkurrenz zu einem zerstörten Stadtmauerturm getreten, der wiederaufgebaut werden sollte. Der Vertreter des Landesamtes für Denkmalpflege in München, der zur Stellungnahme aufgefordert war, meinte dazu nur lapidar: *Dann bauen Sie den Turm halt nicht wieder auf*. Nach längeren Verhandlungen gelang es dem Baukunstbeirat schließlich, dass der Baukörper spiegelbildlich um 180 Grad gedreht wurde, sodass der niedrigere Ausstellungsteil an den Stadtmauerturm anschloss. Mehrfach wurde in den Sitzungen des Baukunstbeirates im Jahr 1964 um Proportionen und Materialität des neuen Gebäudes gerungen. Die Fassaden sollten beruhigt, *modische Attribute* gemildert werden. Die Proportion des Sockels zu den Obergeschossen bedurfte ebenfalls der Verbesserung. Außerdem sollten die Obergeschosse nach allen Seiten über den Sockel auskragen. Der Architekt hielt jedoch im Wesentlichen an seinem Entwurf fest und erhielt letztendlich 1965 auch die Baugenehmigung.

Das avantgardistische Sichtbeton-Haus

Was war nun das Wegweisende an diesem Bau? Die Architekturvorstellung der damaligen Zeit wollte bewusst mit Materialoberflächen, hier mit dem unverkleideten Beton arbeiten. Dabei diente diese „Verkleidung“ nicht zur Kaschierung eines anderen

Materials, wie zum Beispiel einer Ziegelwand, sondern aus dem gezeigten Material wurde auch die Konstruktion des Gebäudes hergestellt. Einziges Oberflächengestaltungselement waren die sägerauen Schalbretter, deren Verlegung genau geplant wurde. Gezeigt werden sollte der nackte, ungeschönte Beton mit all seinen Unebenheiten: Kleine Furchen; Zement, der zwischen den Brettern durchgequollen war und schmale Stege bildete; Abdrücke von Ästen, die sich im Holz der Bretter abzeichneten; eben genau so, wie der Beton nach dem Ausschalen durch die Arbeiter sichtbar wurde. Und das nicht nur auf der Außenseite,

Detail der Betonstruktur, Foto 2011. (Privatbesitz)



sondern konsequent auch im Inneren an Wänden, Decken und Treppenläufen. In der Fachsprache wird dieser Architekturstil „Brutalismus“ genannt. Er leitet sich vom französischen Begriff „béton brut“ – „roher Beton“ ab und hatte seine Blütezeit etwa zwischen 1956 und 1967. Ein weiteres Kennzeichen dieser Architektur ist die ausschließliche Verwendung rein geometrischer, meist kubischer Formen und eine stark plastische Durchbildung der Gebäudekörper. Deshalb wirken die langen, rechteckigen Fensterbänder der Norishalle wie aus der Wand heraus gestanzt. Um diese Wirkung zu unterstreichen, wurden sehr dunkle Fensterrahmen eingebaut, die tagsüber mit dem aus der Ferne fast schwarz erscheinenden Hintergrund der Räume verschmelzen. Die konsequente Durchbildung dieser Architekturhaltung zeigt sich an vielen Stellen des Gebäudes. Selbst die Außenanlagen, wie Blumenbeete oder der Brunnen des Atriumhofs sind in gleicher Formensprache und mit der gleichen Materialästhetik in Beton gegossen.

Eine besondere Herausforderung für alle am Bau Beteiligten war die Herstellung der Betonwände für die Ausstellungshalle im ersten Obergeschoss. Nach dem Willen des Architekten sollten diese aus 30 Quadratmeter großen, bis zu 18 Tonnen schweren Sichtbetonplatten zusammengesetzt werden. Bauherrschaft und Bauamt wiesen auf die Schwierigkeiten bei der Herstellung und dem Transport hin, da die einzelnen Platten millimetergenau mit einem Autokran an Ort und Stelle gehievt werden müssten. Deshalb wurde letztendlich entschieden, die Platten an der Baustelle zu schalen und zu gießen. Durch die Verwendung der großen Elemente werden die Wände nur durch wenige senkrechte Fugen unterbrochen. Während die weit auskragenden hohen Obergeschosse des Büroturms und des Ausstellungsbereichs auf der Seite zum Ring hin auf einem eingeschossigen



Der Bürotrakt im Bau, Foto 21.8.1967. (StadtAN A 39 Fi 11 1668)

Gebäude und Außenanlagen – alles aus einem Guss, Foto Hochbauamt 11.6.1969. (StadtAN Fi M 1871)





Die Norishalle von Nordosten mit dem Turm Blau B. Das aus der Nordwestfassade hervor kragende Fenster gibt einen sehenswerten Blick auf Altstadt und Burg frei, Foto April 1972. (StadtAN A 40 L 1312-66)

Blick durch das Treppenauge zur Lichtkuppel, Foto 2011. (StadtAN)



Sockel, der im Hallenbereich dazu noch vollständig verglast ist, sitzen, so kehrt sich das Verhältnis auf der Rückseite wegen der Lage am Pegnitzhang fast um. Der Sockel ist an der Nordwestecke höher als der Aufbau und stärker gegliedert als auf den übrigen Seiten. Ein pfiffiger Einfall des Architekten ist das quadratische, erkerartig aus der Nordwestfassade hervorstehende Bauteil im Bereich der Ausstellungshalle. Durch das hier eingebaute Fenster bietet sich dem Betrachter ein fantastischer Blick auf die Altstadt und die Burg.

Ein Rundgang

Der Bürotrakt

Zwei Eingänge führen vom Marientorgraben aus in die Norishalle. Durch den südlichen betrat man den Bürotrakt des Grundbauinstituts der LGA. Heute wird er intern von den Beschäftigten des Stadtarchivs benutzt und ist als Fluchtweg ausgewiesen. Früher gelangte man durch die gläserne, rahmenlose Eingangstüre direkt in das Treppenhaus, das auch heute noch die einzelnen Büroetagen miteinander verbindet. Dominiert wird dieser Raum durch die wuchtige, gleich einer geometrischen Skulptur wirkende dreiläufige Treppenanlage, um welche die Büroräume herum gruppiert sind. Durch das Treppenaug in der Mitte schweift der Blick über alle fünf Geschosse bis zur Lichtkuppel als zentrales Beleuchtungselement. Jedes Detail des Treppenlaufs ist genau durchgeplant. Sparsam zur dominanten schalungsrauen Oberflächenstruktur der Treppenläufe, die aus einem Guss hergestellt sind, werden andere Materialien pointiert eingesetzt. So zum Beispiel der kantige, hölzerne Handlauf. Er schmiegt sich nicht der Handwölbung an und wirkt sogar unangenehm, wenn man darauf angewiesen ist. Dies entspricht jedoch dem bewusst groben Gestaltungswillen, der im gesamten Gebäude spürbar ist. Dem genauen Betrachter fällt auf, dass der Handlauf nicht einfach auf die Betonschale aufgesetzt ist. Er verläuft über einer breiten, nutartigen Vertiefung, die natürlich mit der Bretterschalung vor dem Einfüllen des Betons berücksichtigt werden musste – eine Herausforderung für die Betonbauer.

Die Holzgeländer enden nicht beliebig an der Wand oder an der Treppenwange, sondern sind sorgfältig gekröpft. Dafür wurden eigens schmale Spalten zwischen Wand und Treppenlauf eingefügt, die die eigenständige skulpturale Wirkung der Treppe noch unterstreichen. Selbst Möbelstücke wurden in das Gestaltungskonzept einbezogen und teilweise betoniert. Der Ablagetisch gleich links des Eingangs ist beispielgebend. Kantiges Holz mit kräftiger Maserung integriert in einem Teilbereich einen Betonblock und lässt das Möbel quasi aus dem Baukonstrukt „herauswachsen“. Einen Kontrast zu Beton und Holz bilden die zwischen das Stützenraster des Gebäudes eingestellten Trennwände zwischen Fluren und Büroräumen. Sie sind aus Leichtbaumaterialien hergestellt und



Treppenaufgang im Erdgeschoss,
Foto 2009. (StadtAN)

weiß gestrichen. Der damaligen Haltung entsprechend sollten sie variabel sein und ein schnelles Reagieren auf Änderungen in der Büroorganisation ermöglichen. „Änderungen“ gab es schon während der Bauzeit. Nachdem die Landesgewerbeanstalt beschloss, die Museumsnutzung zugunsten von Räumen für die Techniker des Grundbauinstitutes zurückzustellen, hat man bereits eingebaute Wände herausgenommen, neue eingebaut und sich noch nicht einmal gescheut, mit Presslufthämmern zusätzliche Türöffnungen in fertiggestellte Betonwände einzubrechen, und dies ohne Rücksprache mit dem Architekten, wie die Abendzeitung am 5. Oktober 1968 berichtete. Das Grundbauinstitut hatte nicht nur den gesamten Bürotrakt belegt, sondern nahezu alle beide Untergeschosse. Das ging zu Lasten von Depot-, Dokumentations- und Restaurierungsräumen für das Museum. In großen, trichterartigen Betonsilos wurden nun Erde und Steine gelagert, um Versuche durchführen zu können. Zahlreiche Labors mit allerlei technischem Gerät und eine Probegrube, deren Sohle 10 Meter unter dem Erdgeschossniveau lag, standen den Technikern für ihre Arbeit zur Verfügung. Heute ist davon nichts mehr zu sehen. Beim großen Umbau für das Stadtarchiv und die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg e. V. (NHG) in den Jahren 1996 bis 2000 wurden alle Anlagen ausgebaut. Nun lagert dort kilometerweise städtisches Archivgut in großen, fahrbaren Regalen.

Der Innenhof

Büro- und Museumstrakt sind intern durch einen intimen Hof verbunden. Dieser Weg ist heute für Kunden und Besucher der einzige Zugang zum Stadtarchiv. Der Hof ist allseitig von Wänden umgeben und bietet keinen Blick nach außen. Gleich einer kleinen Oase ist man hier vom Außenlärm vollständig abgeschirmt.



Detail des Handlaufs, Foto 2011.
(Privatbesitz)

Integriertes Möbel, Foto 2011.
(Privatbesitz)



*Blick in den Innenhof.
Foto Hochbauamt 15.5.1969.
(StadtAN A 40 L 872-27a)*

Natürlich begegnet man auch hier überall dem schalungsrauen Beton. Pflanzkästen, Bodenbeläge und sogar der kubisch gestaltete Brunnen sind aus diesem Material gegossen und wirken zusammen mit groben Kieselsteinen im Brunnenbecken recht archaisch. Vor einigen Jahren hat man an den Fassaden des Gebäudes eine Betonsanierung durchführen müssen. Besonders an der hohen, zum Hof zeigenden Westwand des Ausstellungsteils waren die Schäden deutlich sichtbar geworden: Abplatzungen von Betonteilen; Eisenrost von den Bewehrungsstäben, der an der Wand rotbraune Flecken hinterließ. Teilweise lagen die Eisenteile frei, die dem Bau die Stabilität geben sollten. Üblicherweise wird bei einer Betonsanierung nach der „Behandlung“ der Eisenstäbe eine dicke Schlämme als Schutzhaut aufgetragen. Dadurch gehen aber die Abdrücke der Schalungsbretter verloren, sodass das Gebäude eintönig und leblos wirkt. Seitdem die Norishalle seit 1997 als Baudenkmal eingetragen ist, achten die Denkmalschützer akribisch darauf, dass das „Erscheinungsbild“ des Brutalismus so gut wie möglich erhalten bleibt. Zusammen mit einer Ingenieurfirma und der

Universität Karlsruhe wurde für die Fassadensanierung ein Spezialmörtel entwickelt, mit dem auf handwerkliche Art und Weise die Schäden an den Wänden ausgebessert wurden. Die Abdrücke der Holzbretter hat man dabei mit speziellen Matrizen wieder hergestellt.

Der Museumstrakt

Die Ausstellungsräume der Norishalle sind über eine weite Treppenhaushalle erschlossen. Wie beim Bürotrakt führen rahmenlose Glastüren vom Marienortgraben aus in den Innenraum. Auch hier dominiert der Beton. Sparsam sind Holzteile, wie der kantige Handlauf an der Treppe, und weiße Wandflächen über den Raum verteilt. Seit dem Umbau hat das Eingangsfoyer einige seiner prägenden Ausstattungstücke verloren. So sah sich der Eintretende einer raumhohen, silberfarbenen, mit kraftvollen geometrischen Ornamenten gestalteten Betonwand gegenüber. Passende, aus unterschiedlich langen, gebündelten, röhrenförmigen Stäben zusammengesetzte Leuchten sorgten für die notwendige Belichtung. Die Lampen wurden entfernt, die Silberwand zugunsten

einer neutral-weißen Ausstellungs-Oberfläche mit Gipskarton verkleidet. Bei genauem Hinsehen kann der Betrachter beim Gang zur Garderobe, die sich wie die Toiletten hinter dieser Wand befindet, an den schmalen Seitenflächen einige Zentimeter silbern gefasster Flächen heraus spitzen sehen. Vor der „Silberwand“ sorgte ein zwischen Fußboden und Decke eingespanntes kinetisches Objekt für Aufmerksamkeit. Durch vorsichtiges Anchieben konnte man zentral gehaltene, aneinandergereihte Aluminiumstäbe mit kugeligen Enden in wellenförmige Schwingungen bringen. Die LGA hat das Kunstobjekt beim Umzug in die Wallensteinstraße mitgenommen. Durch eine raumhohe Holzschiebetüre wird der große Ausstellungsraum im Erdgeschoss betreten. Anstelle der ursprünglich geplanten Wechselausstellungen für das Gewerbemuseum wurden im Lauf der Jahrzehnte zahlreiche andere, zum Teil überregional bedeutende Ausstellungen gezeigt. Belichtet wird der Raum eigentlich auf drei Seiten durch voll verglaste Fensterwände, die heute jedoch durch die Einbauten für die NHG teilweise verdeckt sind und den ursprünglichen Charakter nicht mehr erleben lassen.

Zum Obergeschoss führt eine einläufige skulpturähnliche breite Treppe aus Beton. Nach den gültigen Vorschriften hätte bei der Länge der Treppe ein Zwischenpodest eingebaut werden müssen, was aber wegen zu geringen Platzes angeblich nicht möglich war, wie der Architekt gegenüber dem Bauamt begründete. Der eigentliche Grund war wohl, dass das Podest aus gestalterischen Gründen nicht gebaut werden sollte, denn dies hätte die Wirkung des schräg den Raum durchdringenden mächtigen Betonblocks doch sehr geschwächt. In das Betongeländer des ersten Obergeschosses sind Schaukästen integriert. So sollte man schon hier auf die Dauerausstellung des Gewerbemuseums eingestimmt werden. Der große Museumsraum liegt direkt über dem Ausstellungsraum des Erdgeschosses, nur hat er in den Außenwänden kein einziges Fenster. Er ist gewissermaßen dreischiffig aufgeteilt, wobei die Stützenreihen eng an den Außenwänden liegen. Eine raffinierte Beleuchtung erhält er durch so genannte Sheddächer, sägezahnartige



Die Ornamente der Betonwand im Eingangsfoyer verdeckt heute eine neutral-weiße Gipsverkleidung, Foto vor dem Umbau 1998. (Stadt Nürnberg, Hochbauamt)



Foyer mit bauzeitlicher Einrichtung, Foto 1969. (StadtAN A 55/I 26-5-7)



*Die Norishalle von Südwesten.
(Stadt Nürnberg, Hochbauamt)*

*Die Norishalle am Marientorgraben vor dem Umbau,
Foto September 1995. (Stadt Nürnberg Hochbauamt)*

Dachaufsätze, die auf der einen Seite geschlossen und auf der anderen verglast sind. Ausstellungsgegenstände erhalten dadurch ein weiches Licht ohne starken Schattenwurf. Nach der Fertigstellung der Norishalle wurde hier anstelle des Gewerbemuseums ein Informationszentrum eingerichtet, in dem Patente und Gebrauchsmuster ausgelegt wurden – eine Nutzung, die dem Raum nicht angemessen war. Der zweite Ausstellungsraum im Obergeschoss war völlig dunkel.

In speziell beleuchteten Vitrinen sollten tageslichtempfindliche, wertvolle Pretiosen

aus dem Bestand des Gewerbemuseums inszeniert werden. Letztendlich zog hier für Jahrzehnte die Mikrofilmabteilung der LGA ein. Für die NHG war der dunkle Raum unbrauchbar. Arbeitsräume waren gefragt. Dafür schnitt man ein rechteckiges Loch in die Decke und hängte eine leichte Stahl-Glaskonstruktion in diese Öffnung. So gewann man zwei normal hohe Geschosse mit Arbeits- und Lagerräumen, über denen wie auf einer Bühne die Büroflächen „schweben“. Diesen Kontrast zwischen schwerer Betonarchitektur und neuzeitlicher Leichtbaukonstruktion haben die Planer des Umbaus bewusst gewählt. Letztendlich hat die Norishalle doch noch die ihr zugeordnete Bedeutung erhalten – als Endpunkt der „Kulturmeile“, der berühmten „Bahnhof-Marientorlinie“, als neue Heimstatt für Stadtarchiv und Museum der Naturhistorischen Gesellschaft.



Michael Diefenbacher:

Standortwechsel 2000: Das Stadtarchiv als Teil der Nürnberger Kulturmeile



Die Idee einer Kulturmeile, von Schul- und Kulturreferent Hermann Glaser in Anlehnung an das Frankfurter Museumsufer kreiert, wurde im Herbst 1987 von Oberbürgermeister Peter Schönlein der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Begriff steht für das städtebauliche und kulturpolitische Programm, bestehende und neu zu schaffende kulturelle Institutionen vom Germanischen Nationalmuseum entlang dem Stadtgraben bis hin zum Tratzenzwinger am Einfluss der Pegnitz im Osten der Stadt miteinander zu verbinden und dadurch die kulturelle Infrastruktur Nürnbergs weiter zu verbessern.

Grundlage für die Realisierung bildete das städtebauliche Konzept von Fritz Seelinger, das bei dem 1989 ausgelobten ideenbaulichen Wettbewerb den ersten Preis erhielt. Bis heute konnten folgende Maßnahmen umgesetzt werden: 1986–1998 die Erweiterung des Germanischen Nationalmuseums, 1994 die Nutzung des ehemaligen Bauhofbunkers als Kunstbunker, 1995 die Eröffnung des Krakauer Hauses und des Multiplexkinozentrums Cinecittà, seit 1996 die noch nicht abgeschlossene Neugestaltung des DB-Museums, 1996 der Umzug der Verwaltung des Bildungszentrums und des Amts für Kultur und Freizeit in den Kopfbau des ehemals Technischen Gebäudes der Landesgewerbeanstalt (LGA) sowie die Umgestaltung des ehemaligen Hauptgebäudes der LGA zur „Nürnberger Akademie“ 1997, 1997–2002 die Umgestaltung und Neukonzeption des

Die Norishalle 2011 vom Marientorgraben aus. Was stimmt hier nicht? Auflösung auf der letzten Seite. (StadtAN A 96 Nr. 399)

Kommunikationszentrums K4 im ehemaligen Künstlerhaus. Noch nicht abgeschlossen sind der Umbau und die Umnutzung des Konservatoriums und des Luitpoldhauses durch die Stadtbibliothek sowie ihre organisatorische Zusammenfassung mit dem Bildungszentrum zum „Bildungscampus Nürnberg“. Einen Höhepunkt in der Realisierung der Kulturmeile bildete das Jahr 2000. Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 950-jährigen Bestehen der Stadt (Ersterwähnung 1050) wurde das Neue Museum – Staatliches Museum für Kunst und Design eröffnet, und das Stadtarchiv und die Naturhistorische Gesellschaft bezogen neue Räume in der Norishalle.

Vor dem Umzug in die Norishalle war die Zentrale des Stadtarchivs im Pellerhaus untergebracht, das Personal aber auch auf zwei weitere Standorte und die Bestände auf insgesamt zehn Depots im Stadtraum verteilt. Das Pellerhaus war seit 1932 das zentrale Archivgebäude der Stadt. Nach seiner Zerstörung 1945 zogen 1957 nicht nur das Stadtarchiv, sondern auch die Stadtbibliothek und die spätere Bibliothek der WiSo-Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg ins wiederaufgebaute Pellerhaus ein, drei im Magazinbereich ständig wachsende Kultureinrichtungen, die sich bald die begrenzten Raumressourcen streitig machten.

Die Forderungen nach einem zentralen Archivgebäude wurden vor allem in den 1980er Jahren immer lauter. So bewertete der damalige Direktor des Stadtarchivs, Kuno Ulshöfer, die 1988 im Rahmen der beginnenden Kulturmeile-Diskussion auftauchende Idee einer Teil-Zentralisierung des Stadtarchivs auf dem LGA-Gelände als *zweitbeste Lösung nach einem Neubau, auf den das Stadtarchiv seit 1957 vergeblich wartet* („Nürnberger Nachrichten“ [NN] 14.9.1988).

Angedacht waren in dieser Frühphase eine Verlagerung von Verwaltung, Benutzung, Technik und Teilen der Magazine in die Norishalle und ein Verbleib der restlichen Magazine im Pellerhaus, also eine Reduzierung von zehn auf zwei Standorte. Dies war für Ulshöfer trotz aller offiziellen Äußerungen im Grunde nicht annehmbar. Er organisierte Stellungnahmen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, der Arbeitsgemeinschaft bayerischer Kommunalarchivare sowie des Vereins deutscher Archivare (heute Verband deutscher Archivarinnen und Archivare – VdA) und strengte zeitgleich ein Gutachten durch die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns an. Bis Mai 1989 lagen diese alle vor und plädierten unisono für einen neuen Archivzweckbau bzw. als zweitbeste Lösung für einen Verbleib und eine Zentralisierung der Bestände des Stadtarchivs im Pellerhaus nach dem Komplettauszug der Stadtbibliothek. Vor allem das Gutachten der Generaldirektion vom 30. Mai 1989, gerichtet an Oberbürgermeister Schönlein, argumentiert zeitgemäß mit Wirtschaftlichkeit und der Tatsache, dass das Nürnberger Stadtarchiv eines der bedeutendsten und modernsten Archive in Bayern sei.

Im Schul- und Kulturreferat wurde dann im Sommer 1989 das Fell des damals noch lange nicht erlegten Bären LGA bereits verteilt: Bildungszentrum und Teile des Amts für Kultur und Freizeit ziehen ins LGA-Hauptgebäude, die Stadtbibliothek in das sogenannte Technische Gebäude und das Stadtarchiv aufgeteilt in Pellerhaus und Norishalle bzw. nach dem Auszug der Kunsthalle komplett in die Norishalle. Varianten wurden weiterhin diskutiert, detaillierte Raumkonzeptionen bis hin zu Beständebelegungen in Pellerhaus und Norishalle erarbeitet. Oft wurden die Papiere noch vor dem Trockenwerden der Tinte wieder verworfen.

Im Stadtarchiv waren damals neben dem Archivleiter die beiden Abteilungsleiter Michael Diefenbacher und Horst-Dieter Beyerstedt die Hauptakteure, im Schul- und Kulturreferat Helmut Beer, der 1991 ans Stadtarchiv wechselte und Leiter der Abteilung Bildarchiv wurde. Der Direktor des Stadtarchivs bespielte mit seiner Präferenz „Zentralisierung im Pellerhaus“ die gesamte politische und mediale Klaviatur, obwohl intern die beiden Abteilungsleiter und das Referat in der Lösung „Zentralisierung in der Norishalle“ bereits damals eine vielleicht ästhetisch weniger schöne, aber pragmatischere Lösung sahen. Im Zentrum der Referatsüberlegungen stand aber die Stadtbibliothek. Ebenfalls im Sommer 1989 musste das Archiv nach der Kündigung angemieteter Flächen durch den Vermieter eines seiner größten Außendepots auflösen. Ersatzflächen wurden ab 1. Dezember im 2. Untergeschoss der Norishalle bereitgestellt.

Die Diskussionen im Kulturbereich um die Aufteilung der Flächen der LGA wurden im Laufe des Jahres 1989 immer härter, so dass das Referat spezielle Arbeitsgruppen zur Kanalisierung der Streitpunkte einrichtete. Im Stadtarchiv wechselte im Herbst 1989 die Dienststellenleitung von Kuno Ulshöfer zu Michael Diefenbacher und damit von einem Skeptiker zu einem Befürworter der Norishallen-Lösung.

Nun wurden im März 1990 erstmals dezidierte Forderungen des Archivs an einen Standort Norishalle formuliert. Diese waren:

1. Keine Aufteilung der Norishalle auf mehr Dienststellen als das Archiv und die Kunsthalle.
2. Einbau von Fahrregalanlagen in allen Magazinräumen des Archivs.
3. Entkernung aller Magazinstockwerke zum effektiven Einsatz der geforderten Fahrregalanlagen.
4. Nach Auszug der Kunsthalle Überlassung aller Räumlichkeiten an das Archiv.

Die kritische Analyse des Stadtarchivs hinsichtlich Infrastruktur und Raumsituation anlässlich seines 125-jährigen Bestehens stieß auf reges Medieninteresse, hier in einem Artikel der NN am 26.7.1990. (StadtAN F7/I Nr. 1041)

Stadtarchiv ist 125 Jahre alt



Akten über Akten, notdürftig und unsachgemäß gelagert wie auf unserem Bild, charakterisieren den Zustand des Stadtarchivs auch 125 Jahre nach seiner Gründung. Die Einrichtung mit Sitz im Pellerhaus nimmt den runden Geburtstag jetzt zum Anlaß, in ei-

ner Ausstellung die wechselvolle Geschichte des „kommunalen Gedächtnisses“ zu präsentieren sowie Versäumnisse und Chancen der Einrichtung aufzuzeigen. Ausführlicher Bericht auf der Seite 15.

Foto: Matejka

Parallel dazu sammelte das Stadtarchiv klimatechnische Erfahrungswerte aus der bereits erfolgten Deponierung von Archivgut im 2. Untergeschoss der Norishalle.

In all diese Überlegungen, Forderungen und Erwägungen platzierte das Archiv vom Juli bis September 1990 eine äußerst beachtete, heftig und überaus kontrovers diskutierte Ausstellung zum Jubiläum seines 125-jährigen Bestehens. Schon allein die hier verkürzt wiedergegebenen Kapitelüberschriften des wissenschaftlichen Teils des begleitenden Katalogs verdeutlichen die gewollte Provokation:

- Eine schwere Geburt (1806–1864)
- Im Kampf gegen das Chaos (1865–1883)
- Aufgabenexplosion (1883–1920)
- Chancen und Rückschläge (1921–1939)
- Katastrophe und Neuanfang (1939–1961)
- Drei Jahrzehnte Notbehelf (1961–1990)

Die daraufhin eingehenden Zuschriften aus der Bürgerschaft an den Stadtrat sprechen eine deutliche Sprache – das Anliegen des Archivs wurde popularisiert, die Stadtverwaltung verfiel in Aktionismus. Ohne Prüfung auf ihre Tauglichkeit wurden dem Stadtarchiv neue Großdepots für die Lösung seiner Raumprobleme offeriert wie der Landgrabenbunker oder die Kongresshalle. Eine Verlagerung des Archivs in die Kongresshalle war 1992/93 als echte Variante diskutiert worden, scheiterte aber an den klimatischen Anforderungen für archivgerechte Magazine und damit an den erforderlichen Kosten. Ebenfalls 1992 wurde seitens des Referats ernsthaft die Verlagerung der Stadtbibliothek aus dem Pellerhaus in die Norishalle erwogen. Dem Archiv sollten nach Vorstellungen des Referats dann die von der Bibliothek im Pellerhaus geräumten Flächen zufallen, was jedoch seitens der Bibliothek unterminiert wurde, die die Flächen in der Norishalle als Zuwachs betrachtete. Nur mit Unterstützung der Zentralverwaltung konnte das Archiv die weitere Behandlung solcher Pläne im Stadtrat verhindern. Bei diesem Gerangel um Zusatzflächen der Bibliothek kam im November 1992 erstmals die Naturhistorische Gesellschaft (NHG) mit ins Spiel.

Diese hatte 1911 im Luitpoldhaus ein Naturhistorisches Museum eröffnet, das aber von der ebenfalls im Luitpoldhaus expandierenden Volksbücherei (seit 1973 Teil der Stadtbibliothek) nach 1945 immer mehr eingeengt wurde. 1992 wurde nun erstmals überlegt, statt einer bislang geplanten Aufstockung des Luitpoldhauses die NHG ebenfalls mit Flächen in der Norishalle auszustatten, zumal man spätestens seit Januar 1993 von einer Realisierung des geplanten Staatsmuseums für moderne Kunst ausgehen konnte, dem die bislang in der Norishalle verwahrten Bestände der Kunsthalle als Sammlung übergeben werden sollten.

Vor diesem Hintergrund legten sich Schul- und Kulturreferat und Baureferat am 5. Februar 1993 auf folgende Planungen fest:

- Unterbringung des Stadtarchivs mit allen Magazinen im Pellerhaus,
- Nutzung des gesamten noch aufzustockenden Luitpoldhauses durch die Stadtbibliothek,
- Unterbringung der NHG in einem Teil der Norishalle,
- Nutzung der Restflächen der Norishalle (einschließlich der Magazinflächen) durch die Stadtbibliothek.

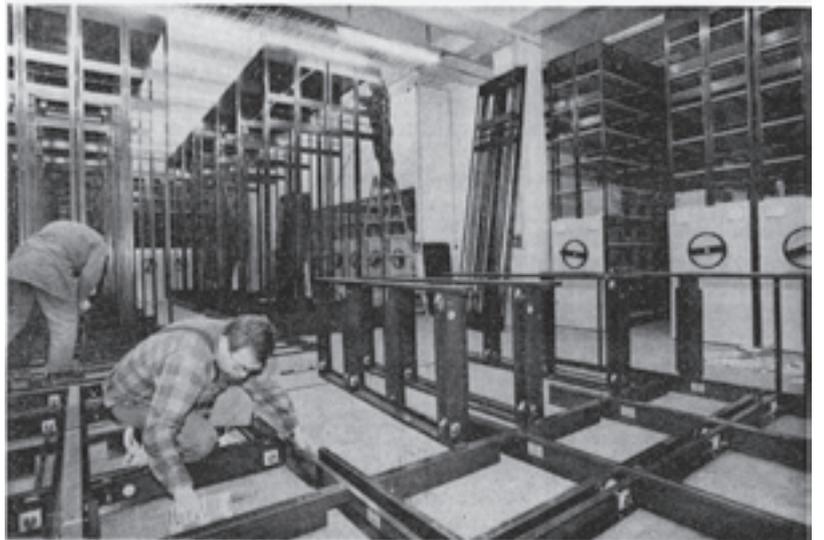
Das Stadtarchiv verlässt das Pellerhaus – seine langjährige Zentrale am Egidienplatz 23, Foto 4.3.2000. (StadtAN A 64-I-115)



Bautafel vor der Norishalle, Foto März 1998.
(Stadt Nürnberg, Hochbauamt)



Das kommunale Archiv zieht mit fast 400 Tonnen Dokumenten in die Norishalle um
Stadtgeschichte geht auf Reisen
Erstmals alles unter einem Dach – Institution bleibt über vier Monate zu – Wiedereröffnung: 15. Juli
VON SIEGFRIED ZELNHEFER



In der Norishalle werden derzeit moderne Fahrerregalager für die Bestände des Stadtarchivs aufgebaut.

Foto: Deut

Einbau eines modernen Regalsystems in die neuen Magazine der Norishalle.
Die Lokalpresse berichtete ausführlich über den Umzug des Stadtarchivs,
NN 2.3.2000. (StadtAN F7/II Nr. 486)

So schienen sich 1993 die Hartnäckigkeit Kuno Ulshöfers und die von ihm kanalisierten Forderungen der archivischen Fachgremien doch noch zu realisieren, zumal sich im März 1993 die Stadtbibliothek und die NHG auch in der gemeinsamen Nutzung der Norishalle einig werden konnten. Am 2. April 1993 stimmte der Kulturausschuss diesen Planungen zu.

Trotzdem forderte auch danach noch die Stadtbibliothek die neu zu gewinnenden Flächen in der Norishalle als Zuwachs zu dem bereits von ihr belegten Raum im Pellerhaus und argumentierte mit den von ihr verwahrten besonders wertvollen Handschriften. Ein weiteres Hemmnis blieb das Festhalten der Universität Erlangen-Nürnberg bzw. des bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst am Standort Pellerhaus für ihre Universitätsbibliothek. Trotz aller Bedenken und Querschüsse wurde auf der Grundlage des Kulturausschusses bis zum November 1993 ein Stufenkonzept entwickelt, jedoch schon im Dezember vorgeschlagen, die NHG nun doch im Luitpoldhaus zu behalten und die Norishalle ganz der Stadtbibliothek zu überlassen.

Das Archiv beobachtete den Zickzackkurs der Verwaltung eher von außen. Hinter den Kulissen wurde jedoch an einer Lösung außerhalb des Pellerhauses gearbeitet. Am 1. Oktober 1993 schloss eine fremde Firma die statische Untersuchung der Magazinräume im Pellerhaus ab – Ergebnis: Zustand bedenklich, aber kein sofortiger Handlungsbedarf. Am 18. Oktober 1993 stellte die CSU-Stadtratsfraktion eine Anfrage zur Raumsituation des Stadtarchivs, die zu einer Anhörung im Kulturausschuss am 22. April 1994 führte. In diesem Zusammenhang titelten die NN am 20. April „Stadtarchiv zittert vor nächstem Wassereinbruch. Flickwerk am Dach des Pellerhauses: Generalsanierung wird gefordert – Gescheiterte Pläne“ und im Nachhinein am 27. April „Risse in den Wänden“. Im Nachgang zum Kulturausschuss untersuchte der Bauausschuss am 20. Juni die Kosten einer Dachsanierung des Pellerhauses (220.000 DM) und die Klimatisierung von sechs der zehn Depoträume im Stadtgebiet (Kosten vorerst nicht bezifferbar).

Nach Anweisung von Oberbürgermeister Schönlein begannen im Oktober 1994 konkrete Planungen für die Norishalle. Als Auszugstermin der LGA aus dem Gebäude wurde August 1995 konkretisiert, bis Oktober 1995 sollte dann ein Objektentwurf vorliegen und im Januar 1997 der Umbau starten. Bereits im März 1995 wurden dem Stadtarchiv in Bälde durch Teilumzug der Stadtbibliothek freiwerdende Räume im Pellerhaus offeriert. Die Stadtbibliothek pokerte aber weiter. Man brachte inzwischen einen Umzug in das bereits 1991 an die Nürnberger Versicherungsgruppe veräußerte LGA-Hauptgebäude ins Gespräch, das größtenteils als „Haus der Erwachsenenbildung“ für das Bildungszentrum vorgesehen war. Der Stadtrat beschäftigte sich in nichtöffentlicher Sitzung am 12. Juli 1995 mit der Verlagerung der Stadtbibliotheks-Verwaltung ins Technische Gebäude der LGA, das bisher für das Bildungszentrum und das Amt für Kultur und Freizeit vorgesehen war.

Gleichzeitig wurden im Juni 1995 für den Umbau der Norishalle 12 Millionen DM in den Mittelfristigen Investitionsplan eingestellt und dabei festgelegt, die Reduktion des Betrags durch Standardminderungen (Verzicht auf kompakte Fahrregalanlagen und auf Klimatisierung) überprüfen zu lassen. Als künftiger Nutzer war immer noch die Stadtbibliothek vorgesehen.

Am 25. Juli 1995, 8.00 Uhr, wurde die Norishalle der Stadt Nürnberg feierlich übergeben. Dem Objektentwurf des Hochbauamts stand nun nichts mehr im Wege, für November war

Auflösung von Seite 97:

Traue keinem Foto im digitalen Zeitalter: Das Ausstellungsplakat über dem Eingang wurde binzu retuschiert. Die Aufnahme entstand im Februar 2011 (siehe kahle Bäume), während die Ausstellung erst im Juli startete.

die Beratung des Raumkonzepts im Kulturausschuss vorgesehen. Weil angesichts der Forderungen der Bibliothek (Einbau einer Lesesaalgalerie, eines eigenen Handschriften-Lesesaals sowie einer Verbindungsrampe zwischen beiden Gebäudetrakten im 1. Obergeschoss) aber die Kosten zu explodieren drohten, setzte Oberbürgermeister Schönlein den Beratungspunkt von der Tagesordnung ab. Das Stadtarchiv, das im Jahr 1995 eine Zentralisierung im Pellerhaus konkret werden sah, hatte einmal mehr umsonst geplant. Im November 1995 entschied die Archivleitung aus diesen Erfahrungen heraus, ein Raumkonzept für das Archiv ohne konkreten Gebäudebezug zu erarbeiten. Zugleich wurde signalisiert, dass das Archiv aufgrund der seit 1989 vorliegenden Klimawerte aus den Depots in der Norishalle nach wie vor bereit wäre, in dieses Gebäude zu ziehen, wenn die Zentralisierung gewährleistet sei. Kostenaufwändige Zusatzbauten wurden nicht gefordert. Die Stadt war zudem, nachdem die Bibliothek sich so sperrig gezeigt hatte, unter enormem Zeitdruck, da nach außen kaum zu vermitteln war, die teuer erworbene Norishalle trotz eingestellter Mittel von 12 Millionen DM über einen längeren Zeitraum hinweg ungenutzt zu lassen.

Nun ging alles recht schnell: Im Dezember 1995 erhielt das Archiv die Pläne der vorgesehenen Aufteilung der Norishalle zwischen Stadtbibliothek und NHG zur Überarbeitung. Am 22. Januar 1996 stand das grobe Raumkonzept, bis zum Juli konnten die Divergenzen zwischen dem Archiv und der NHG – letztendlich ging es um 200 qm Fehlfläche und um Doppelnutzungen im Erdgeschossbereich – ausgeräumt werden, und im August begannen die Detailplanungen. Trotz mehrerer Irritationen – so forderte die NHG beispielsweise Anfang 1997, die Umbaumaßnahmen der Norishalle in zwei Bauabschnitte zu gliedern, um bereits 1999 einziehen zu können – konnten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs 1998/99 den konkreten Umzug planen, der am 14. April 2000 abgeschlossen wurde. Am Freitag, den 5. Mai 2000, übergab Baureferent Walter Anderle die Norishalle offiziell dem Stadtarchiv Nürnberg.

Stadtarchivdirektor Dr. Michael Diefenbacher und seine Stellvertreterin Dr. Wiltrud Fischer-Pache im neuen Lesesaal, Foto 2000. (StadtAN A 64/I Nr. 118)



Der Blick von oben übt seit jeher eine große Faszination auf die Menschen aus. Gleich zwei Ausstellungen des Stadtarchivs Nürnberg widmen sich deshalb der Luftbildfotografie:

In der Norishalle führt die Ausstellung

„Nürnberg von oben – Luftbildfotografie damals und heute“

in die spannende Geschichte der Luftbildfotografie und ihrer Anwendungsgebiete ein. Luftaufnahmen von Nürnberg aus den 1920er Jahren bis heute machen 90 Jahre Stadtentwicklung aus diesem besonderen Blickwinkel lebendig.

Ort: Norishalle, Marienortgraben 8, 90402 Nürnberg

Dauer: 15.7.2011–9.10.2011

Öffnungszeiten: Mo bis Do 8.30–17 Uhr, Fr 8.30–21 Uhr, So 10–17 Uhr

„Nürnbergs Altstadt – Ein Porträt in Luftbildern“

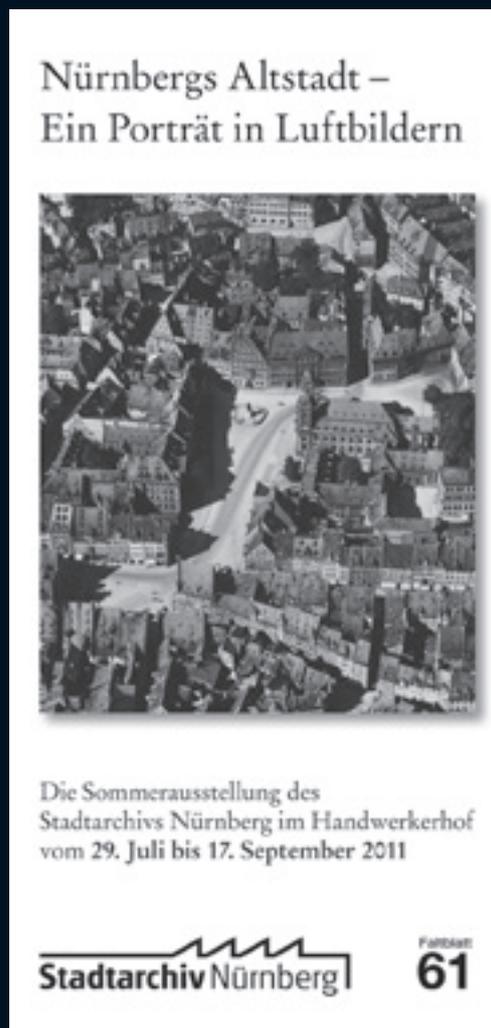
heißt in diesem Jahr die Sommerausstellung des Stadtarchivs im Handwerkerhof. Über 40 Luftbilder in Schwarz-Weiß und Farbe aus 90 Jahren Stadtgeschichte vermitteln dort ein facettenreiches Bild von Kontinuität und Wandel in der Altstadt.

Ort: Galeriebau im Handwerkerhof (1. Stock)

Dauer: 29.7.2011–17.9.2011

Öffnungszeiten: Mo bis Sa 10–18 Uhr

Der Eintritt zu beiden Ausstellungen ist frei.





1828

Qualität lässt sich darstellen!

www.verlagsdruckerei-schmidt.de
e-mail: vds@verlagsdruckerei-schmidt.de